

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

6. Jahrgang — Heft 8 Preis 10 Pfg.

Oktober 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.

Deutsche Hochschulpolitik?

Nach über zehn Jahren informativer und grundsätzlicher Gespräche scheint endlich der Zeitpunkt für eine deutsche Hochschulpolitik nahe zu sein. Wenn der Vorschlag des Rektors der Frankfurter Universität, Professor Helmut Coing, die Billigung aller Universitäten, die Unterstützung der Ständigen Konferenz der Westdeutschen Kultusminister und des Bundes gefunden haben wird, dürfte es kaum mehr ein wesentliches Hindernis geben, die Lage der deutschen Hochschulen von Grund auf zu verbessern. Wenn man bedenkt, wieviele tieferschürfende Vorschläge in den vergangenen Jahren von den deutschen Hochschullehrern zur Frage einer Hochschulreform gemacht wurden und wieviel Initiative und guten Willen die Studentenschaft der Nachkriegszeit gezeigt hat, dieses Reformwerk in Gang zu bringen, wird unsere Freude an dem neuen Plan verständlich.

Trotzdem wollen wir hier noch einmal an die Vorgänge erinnern, die den Hauptanstoß für die neue Initiative gegeben haben. Es wäre zu einfach, würde man annehmen wollen, daß die demnächst bevorstehenden Bundestagswahlen ausschließlich oder nur hauptsächlich Grund der neuen Initiative seien. Der letzte Anstoß kam von außen. Es waren zuverlässige Mitteilungen über die Bildungspläne der Sowjetunion und ihrer Satelliten bekanntgeworden. Dabei mußte man von Planungen Kenntnis nehmen, die auch den Laien zu der Überzeugung zwingen, daß der Westen nicht nur auf technischem Gebiet schon in wenigen Jahren in eine zweitrangige Rolle abgedrängt sein würde, wenn man nicht neue Methoden finde, um den jungen Menschen die gleichen Chancen zum Erwerb von Bildung und Wissen gebe, wie es in den Staaten des Ostens bereits der Fall ist. Der Bundestag hat sich mit dieser Frage befaßt und nicht unterlassen, mit beschwörenden Reden auch auf die schwerwiegenden politischen Folgen hinzuweisen, die sich aus der derzeitigen Situation an den deutschen Hochschulen für den Staat und das gesamte Volk ergeben müssen.

Was ist bisher geschehen? Wir haben in Bonn ein Atomministerium, dem bis vor wenigen Tagen ein Minister vorstand, dessen Initiative und unbürokratischer Geist in der Öffentlichkeit schon mehr als einmal gerühmt wurde. Er hat trotz der kurzen Zeit, die ihm bisher zur Verfügung stand, verstanden, nicht nur ein Ministerium aufzubauen, sondern auch Pläne auszuarbeiten, die vielen technischen Bildungsanstalten im Bundesgebiet die Möglichkeit geben, sich in großzügiger Art und Weise auf die Probleme der Atomkraft hinsichtlich der gesamten technischen Forschung einzustellen. Das Atomministerium ist bereits heute ein gut funktionierendes technisches Ministerium, das die Technischen Hochschulen im Bundesgebiet mit Versuchsreaktoren und anderen Ausbildungsmaterial wesentlich unterstützt. Es gibt heute bereits ernstzunehmende Stimmen, die davor warnen, in Zukunft die Forschung und Lehre an den Hochschulen weitgehend unter dem Aspekt der technischen Wissenschaften und insbesondere der Atomwissenschaft zu betrachten.

Sicherlich ist die Ansicht berechtigt, daß die Atomwissenschaft und die praktische Verwertung ihrer Ergebnisse eine dominante Rolle spielen und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zwangsläufig eine verstärkte technokratische Komponente geben wird. Gerade darum ist es notwendig, daß nun die Universitäten als die umfassenderen Bildungsinstitutionen, mit ihrem Anliegen auf den Plan treten.

Gleichzeitig können wir erkennen, daß die innere Diskussion um die Hochschulreform zu einer wichtigen Erkenntnis gelangt ist. Es ist die Einsicht, daß finanzielle Förderung von Wissenschaft und Lehre nur eine Vorstufe, aber eine notwendige, zur eigentlichen geistigen Hochschulreform ist, und deshalb gesondert behandelt werden muß. Der geforderte Zentralrat der deutschen Universitäten soll vornehmlich eine Instanz sein, die Mittel und Weg suchen soll, um finanzielle Quellen für die Universitäten zu erschließen. Entsprechend unserer Verfassung ist Kulturpolitik Sache der Länder, obwohl man darüber streiten könnte, ob es in einer Zeit, in der es um den föderalistischen Zusammenschluß Europas geht, noch tunlich ist, Föderalismus innerhalb eines mittleren europäischen Staates zu betreiben.

Nach Lage der Dinge sind wir heute geneigt, wenn über die Situation der Hochschulen gesprochen wird, alle Schulden Bundesländern zuzuschreiben. Bei manchen Politikern, die in letzter Zeit erst die Hochschulen für ihre politische Argumentation entdeckt haben, können wir uns nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß sie hier lediglich ein willkommenes Mittel zur Begründung ihrer zentralistischen Bestrebungen suchen. Die finanzielle Leistungsfähigkeit der Länder hat ihre Grenzen, und nur deswegen sind sie noch lange nicht unnützlich. Viel eher wäre zu kritisieren, daß das Verhältnis zwischen Bund und Ländern nicht immer den Geist von verständnisvoller Zusammenarbeit ausweist, der im Interesse des Gesamtstaates nötig ist. Wenn schon der Bund sich nicht in der Lage glaubt, den Ländern um ihres wirklichen Funktionierens willen, zu vernünftigen Bedingungen Mittel für ihre hochschulpolitischen Aufgaben zur Verfügung zu stellen, müssen eben diejenigen Institutionen, die letztlich die Leidtragenden sind, die Hochschulen, einen Weg suchen, der einesteils ein Ausweg ist, andernteils die verfassungsmäßige Situation der Bundesrepublik nicht zu ändern versucht.

Es darf nicht so weit kommen, daß der geplante Zentralrat, falls er wirklich geschaffen werden sollte, nicht mehr als nur der verlängerte Arm eines Bundesministeriums wird. Er muß eine Einrichtung im Sinne der Universitäten sein, frei gewählt und unabhängig, die das Vertrauen der Länder und des Bundes besitzt.

Seine erste Aufgabe ist, den finanziellen Bedarf der Hochschulen festzustellen, einen zentralen Finanzierungsplan auszuarbeiten und einen Verteilerschlüssel aufzustellen. Da diese Arbeiten immer eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen, das Wirksamwerden der Unterstützung jedoch vordringlich ist, sollte man in unbürokratischer Weise die geforderte Stelle schnell schaffen. Bei allen Überlegungen muß die Auffassung zum Durchbruch kommen, daß es ausschließlich darum geht, den deutschen Universitäten zu helfen und darum muß diese Institution der Lockung widerstehen können, im Spannungsfeld zwischen Ländern und Bund zu lavieren. Wir möchten diese Bemerkung nur deswegen nicht unterlassen, weil wir hier einen Ansatzpunkt für mögliche polemische Kritik finden.

So froh die Studenten darüber sind, daß endlich etwas geschieht, so sehr möchten sie an ihr ureigenes Anliegen, die wirkliche geistige Hochschulreform, erinnern. Wenn es hier noch nicht zu konkreten Entschlüssen gekommen ist, liegt dies nicht an der Ernsthaftigkeit, mit welcher diese Frage bisher diskutiert wurde, sondern an dem Mangel an unbürokratischer Initiative. Hier kann und darf der Staat nicht helfend eingreifen. Es ist die alleinige und ausschließliche Aufgabe der akademischen und studentischen Selbstverwaltung, in gemeinsamer Arbeit die Lösung zu finden. Wir sprechen kein Geheimnis aus, wenn wir behaupten, daß besonders die letzten Jahre an der Universität durch restau-

(Fortsetzung Seite 6)



Leichte Büroarbeit DM 1,20

40-Stunden-Woche, freier Samstag, Urlaubsgeld, Erholungsaufenthalt. All das ist oder wird heute Selbstverständlichkeit. Aber nicht für den Normaltyp des Studenten. Er ist froh, wenn er in den Ferien einigermaßen bezahlte Arbeit bekommt. Zeit für die Vertiefung der Semestervorlesungen bleibt vielleicht nach Feierabend. Was aber in den „Ferien“ bestimmt nicht bleibt, sind Ferien.

In eigener Sache

Dies sind die Fakten: Gegen Ende des Sommersemesters erschienen zwei Vertreter des Ostberliner FORUM in Frankfurt, erklärten sich zu dem vom DISKUS schon wiederholt angeregten Artikelaustausch bereit, schlugen als erstes Thema gemeinsamer Diskussion die Einführung der Wehrpflicht vor, übergaben ein Manuskript zur Veröffentlichung im Frankfurter DISKUS, Münchener „profil“ und Hamburger „STUDENTENKURIER“, sagten den ungekürzten Abdruck eines Antwortartikels in ihrem „Organ des Zentralrats der FDJ für die deutschen Studenten“ zu und zogen sich mit diesem Versprechen in ihr Viertel von Deutschlands Hauptstadt zurück.

Der Beitrag des FORUM erschien im „profil“, im „STUDENTENKURIER“ und im DISKUS. Das FORUM aber brach sein Wort. Es lehnte die Veröffentlichung des Antwortartikels ab. Ein Artikel, der sich bemühe, neben anderen auch die vielfältigen Meinungen der Befürworter einer Aufrüstung und Wehrpflicht in Westdeutschland zum Verständnis der gegenseitigen Situation wiederzugeben, sei militaristische Propaganda und finde deshalb im FORUM keinen Platz. So die Quintessenz der sich über zwei FORUM-Seiten hinquälenden Begründung.

Der Vorfall fand in der westdeutschen Presse starke Beachtung. Das ist in der spätsommerlichen Saure-Gurken-Zeit natürlich auch unwichtigeren Ereignissen widerfahren. Gewicht erhalten diese Kommentare jedoch durch die darin (mit deutlichem Gefälle von der Großstadt- zur Provinzpresse) demonstrierte Entwöhnung politischen Denkens. Man braucht nur die Schlagzeilen zu vergleichen. Sie reichen von „Herr Turba kam aus Ost-Berlin“ (Frankfurter Rundschau vom 4. 8.) über „Ostberliner FORUM riskierte nichts“ (DIE WELT vom 4. 8.) bis zu „Studentenzeitung wurde aufs Clatteis geführt“ (Fuldaer-, Hünfelder- und Kinzig-Zeitung) und „Ost-West-Artikelaustausch war ein Reinfall“ (Zeitungs- und Zeitschriftenverlag vom 15. 8.). Entsprechend besteht der Inhalt jener Kommentare in sachlicher Würdigung, bloßem „Ätsch, hereingefallen!“ ... „Hätten wir euch natürlich gleich sagen können!“ oder gar der Feststellung, daß „westdeutsche Naivität wieder einmal von östlicher Gerissenheit einen gut sitzenden K. O. einstecken mußte“. Ein in seinem Eifer förmlich erblindeter Verein weltanschaulicher Natur konnte sich sogar der Forderung nicht enthalten, daß man uns „strengstens zur Rechenschaft ziehe“. Mit „man“ war hier sicher der Verfassungsschutz gemeint.

Wir wollen nicht unterstellen, daß der negative Teil der zahlreichen Kommentare unseres Vorhabens eine gezielte Sabotage gegen Verständigungsversuche zwischen den beiden Teilen

(Fortsetzung Seite 4)

Außerordentlicher Studententag 1957?

Auf Grund des Artikels „Notstand in Permanenz“ im August-DISKUS hat der Hessische Landesverband im Verband Deutscher Studentenschaften den Vorschlag eines außerordentlichen Studententags im April 1957 auf der Delegierten-Konferenz in Homburg/Saar zur Sprache gebracht. Die Delegierten haben über die Angelegenheit keinen Beschluß gefaßt, aber empfohlen, den Plan mit konkreten Unterlagen auf der Berliner Delegiertenkonferenz erneut zur Diskussion zu stellen.

In der Zwischenzeit hat die Frankfurter Studentenschaft mit dem Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz in dieser Angelegenheit Fühlung aufgenommen. Die geplante Veranstaltung soll als gemeinsame Tagung der Rektorenkonferenz, der Kultusministerkonferenz, der Max-Planck-Gesellschaft, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und der westdeutschen Studentenschaft, vor geladenen Gästen des öffentlichen Lebens insbesondere der Bundes- und Länderbehörden in Frankfurt a. M. stattfinden.

Man sagt in Bonn...

Die politische Situation in Bonn zu Beginn des letzten Arbeitsjahres vor den Bundestagsneuwahlen ist offener, als sie es je zuvor seit Bestehen des Bonner Provisoriums war. Politische Glaubenssätze, die gestern noch als unumstößlich galten, sind ins Wanken geraten. Möglichkeiten, an die gestern noch niemand zu glauben wagte, sind in greifbare Nähe gerückt.

Was aber ist wirklich geschehen? Die vom Kanzler und der CDU seit sieben Jahren beharrlich verfolgte Politik eines europäischen Zusammenschlusses hat bisher lediglich Früchte getragen, die für die Wählerschaft nicht genügend ins Auge fallen. Daneben hat sie aber auch Enttäuschungen gebracht, die deutlicher sichtbar waren. Der entscheidende politische Zusammenschluß Europas, die Bildung einer Föderation der europäischen Länder, ist ausgeblieben.

Da die Propaganda der Regierungsparteien die Vereinigung Europas jedoch stets als die erste Etappe auf dem Wege zur Wiedervereinigung mit der mitteldeutschen Zone hingestellt hatte, mußte die deutsche Öffentlichkeit folgerichtig schließen, daß die „Verspätung“ Europas auch die deutsche Wiedervereinigung verzögern würde. Das hat sie denn auch getan. Ganz gleich, ob die Außenpolitik Adenauers in den letzten sieben Jahren richtig war (und viele qualifizierte Sachkenner meinen, sie war es ganz bestimmt), oder nicht: Bei vielen CDU-Wählern von 1953 hat sie an Glaubwürdigkeit verloren. Die Opposition hat diese Tatsache etwas übertreibend (das ist ihr gutes Recht) in die Worte gekleidet: Die Politik des Kanzlers hat das eine Ziel, Europa, nicht erreicht und sich vom anderen Ziel, der deutschen Einheit, noch weiter entfernt. Das ist, wie gesagt, übertrieben, denn man kann Europa nicht von heute auf morgen schaffen und das bereits Erreichte verdient, gemessen an den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, achtungsvoll gewürdigt zu werden. Aber immerhin, das Gefühl, daß die Wiedervereinigung Deutschlands in noch weitere Ferne gerückt ist, hat sich festgesetzt.

Um die Pechsträhne des Kanzlers und seiner Partei vollständig zu machen, kamen im Laufe der letzten Monate noch die Konjunkturkrise, die Pannen bei der Aufstellung der Bundeswehr, die öffentlichen Auseinandersetzungen der Regierungsmitglieder und die lebhaft öffentliche Diskussion

Bundeshauptstadt kennzeichnet. Was wird nach der Wahl 1957? Wie heißt der nächste Bundeskanzler? Mit wessen Hilfe wird er regieren?

Im Vordergrund aller dieser Fragen und Gerüchte steht die Wiedervereinigung. Gibt es eine Lücke in dem großen Zaun, der West- und Mitteleuropa voneinander trennt?

Die Russen wollen gegenwärtig nicht. Nun gut. Die Frage, ob sie vielleicht geneigter wären, mit sich reden zu lassen, wenn sie es nicht mehr mit der kleinen Bundesrepublik, sondern mit einem großen und starken Europa zu tun hätten, wird außerhalb der CDU kaum noch erörtert. Die Spekulationen jenseits der CDU konzentrieren sich auf die Frage, ob es 1957 für einen anderen Bundeskanzler seitwärts in den Büschen, neben der offensichtlichen Forderung Moskaus: „Entweder ein einiges volksdemokratisches Deutschland — oder gar keins“, vielleicht nicht doch noch eine Möglichkeit gibt, den Russen Mitteleuropa abzuschachern.

Man weiß hier, daß Thomas Dehler solche Gedanken hegt und man ahnt, daß Wolfgang Döring und die anderen „jungen Männer“ von Düsseldorf diese Gedanken in noch viel stärkerem Maße haben.

Noch deutlicher kann man es aus bestimmten Reihen der SPD hören: Das für Moskau so enttäuschende Ergebnis des

Münchener Parteitag ist nicht echt. Die Parteiführung, um Ausgleich der Gegensätze bemüht, hat jene starken und immer stärker werdenden Kräfte innerhalb der SPD an die Wand gedrückt, die für eine Loslösung vom Westen, Verhandlungen mit Moskau und eine „jugoslawische Lösung“ der Deutschlandfrage plädieren. Ganz deutlich sagte es ein jüngerer, gutinformierter Sozialdemokrat: „Deutschland müßte zu 70 Prozent die SPD wählen, der ‚amerikanische‘ Flügel der SPD mit Erler und Carlo Schmid müßte verschwinden, der Bundeskanzler müßte Wehner heißen, Westdeutschland müßte sich von der NATO lösen, wir müßten engsten Kontakt zu Jugoslawien und anderen Ostblockstaaten halten und den Russen ein ‚volksdemokratisches Westdeutschland‘ vorgaukeln. Dann haben wir die Wiedervereinigung in kurzer Zeit. Was wir hinterher machen, geht die Russen nichts mehr an.“

Ob die Russen so leicht zu betrügen sind?

Wichtig scheint jedoch eines, und diese Ansicht ist in Bonn sehr häufig zu hören: Westdeutschland darf sich nicht mit der gegenwärtigen Lage abfinden. Wir müssen versuchen, der Entwicklung auf den Fersen zu bleiben. Dazu gehört, daß wir die anscheinend evolutionären Vorgänge in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn unterstützen, vielleicht sogar durch diplomatische Beziehungen zu diesen Ländern. Nur, indem neue politische Tatbestände geschaffen werden, können Situationen entstehen, die die Sowjets vielleicht eines Tages veranlassen, Mitteleuropa aufzugeben.

Baumgarten

...und in Deutschlands Hauptstadt

Sagen wir es doch ganz offen heraus: Berlin ist keine attraktive Stadt mehr. Wer steigt schon noch der Stadt selbst zu Liebe in den Interzonenzug oder ins Flugzeug? Wen zieht es schon noch in diese Stadt, wenn er nicht dienstliche, geschäftliche, in jedem Fall sachliche Beweggründe hat?

Möglich ist, daß der rapide Attraktivitätsschwund nicht nur auf das Konto der Stadt, sondern auch auf das ihrer Bewohner schlechtzuschreiben ist. Selbst gutmeinende Besucher aus Westdeutschland haben dem Berliner wiederholt nachgesagt, sein einst so trockener und angenehm selbstironischer Humor habe in all diesen vermaledeiten Jahren etwas Larmoyantes bekommen und einen peinlichen Schuß von Empfindlichkeit und Selbstbemitleidung. Der Berliner habe seelisch auf Halbmast geflaggt: Trauer und Klage über die verlorene Weltstadtfunktion.

Wir geben zu, das ist bzw. war nicht ganz unberechtigt. Und wer den ständig umfangreicher werdenden Veranstaltungskalender der Stadt betrachtet, wird auch darin ein Stück bemühte Sehnsucht um weltstädtische Repräsentanz entdecken.

Industriemesse und Berliner Festspielwochen liegen gerade hinter uns. Ihr ursprünglicher Grundgedanke war es wohl, ein Echo in Westdeutschland hervorzurufen und Menschen aus Frankfurt, Hamburg, Bonn, München oder Stuttgart nach Berlin zu locken und ihnen zu zeigen: „Na, Berlin kommt wieder, ist schon gekommen, seht nur hin...!“

Das Dilemma war: Es kam keiner um hinzusehen. Ich habe, bevor ich diesen Artikel zu schreiben begann, bei verschiedenen Stellen des Berliner Senats herumtelefoniert, um eine Auskunft zu bekommen über die Zahl der westdeutschen Besucher aus Anlaß von Festwochen und Industriemesse. Es waren keine Angaben zu bekommen und ich habe den Verdacht, wohl weniger, weil keine Zahlen vorliegen, als vielmehr, um an dem Eingeständnis vorbeizukommen, die beiden Veranstaltungen seien in gewisser Hinsicht ein Mißerfolg.

Dafür wurden mir immer wieder Auskünfte über die Zahlen der Besucher aus Ost-Berlin und der Zone angeboten. Zahlen, die sich sehen lassen können. Seit Jahren nun schon gehen sie, was etwa die Industriemesse anlangt, in die Hunderttausende. Und seit eben dieser Zeit hat Berlin mehr und mehr seinen eigentlichen Auftrag und Beruf entdeckt: Hauptstadt der Zone zu sein. Lassen wir doch von der sentimentalen und gewiß nett gemeinten Lüge von Politikern und Zeitungsschreibern zwischen Flensburg und Reichenhall, Helmstedt und Aachen: Berlin ist nicht die Hauptstadt Deutschlands. Du lieber Gott, wer merkte nicht schon bei einem einzigen Besuch in Westdeutschland, wie sehr sich das bequeme und gleichgültige öffentliche Bewußtsein träge dagegenstemmt? Nein, Berlin wird als Hauptstadt nicht empfunden, nicht einmal als das schlechte Gewissen, sondern am ehesten noch als Subventionsgebiet (und auch das wird jetzt, mit der Abschaffung des Notopfers, aufhören).

West-Berlin ist in dem Maße zur Hauptstadt der Zone geworden, in dem es als Hauptstadt Deutschlands aus dem öffentlichen Bewußtsein Westdeutschlands ausschied. Berlin ist Kontaktstelle. Und diese Funktion, auf die es sich mehr und mehr entschlossen eingestellt hat, gibt ihm die genauere, am Augenschein überprüfbare Information über die Vor-

gänge in Mitteleuropa und das nüchternere, klarere Urteil über mögliche Aktivitäten in der Wiedervereinigungsfrage. Die fatale Hilflosigkeit von Regierung und SPD in dieser Hinsicht führt nun die FDP zum zweiten Male innerhalb kurzer Zeit zu einem Vorstoß auf eigene Faust. Nichts gegen die gute Absicht. Aber aus Berliner Sicht erscheint doch manches daran unüberlegt und von jener Naivität, die eine Folge der Entfernung von Bonn und Weimar ist.

Der Vorschlag der FDP, Redner mit der zonalen „Schwesterpartei“ auszutauschen, geht zunächst einmal an der Erkenntnis vorbei, daß die Zonengrenze nicht nur eine Trennungslinie, sondern eine Bruchstelle ist. Daraus folgt, daß es diese „Schwesterpartei“ gar nicht gibt, die von der FDP angesprochene LDP der Zone jedenfalls ist es nicht. Bezeichnend, daß diese sich auf das Angebot hin sofort hinter dem Vorwand versteckte, zunächst einmal müßten „offizielle“ Gespräche über staatsrechtliche Fragen erfolgen, was, in die Sprache einer fairen Diskussion übersetzt, heißt: Anerkennung Pankows. Und wer etwa glaubt, das sei ein alibier Verdacht, der nur geeignet sei, die Entscheidungsfreiheit der mitteleuropäischen „Liberalen“ und ihre Unabhängigkeit von der SED zu diskreditieren, der lese die Resolution ihres „Zentralvorstandes“, der zu einer „allumfassenden demokratischen Einheitsfront gegen Faschismus, Militarismus und Krieg“ und zum Sturz der „Adenauer-Diktatur“ aufruft. Diese Terminologie allein kennzeichnet den „Zentralvorstand“ als eine Unterabteilung des Politbüros der SED.

Wenn Herr Döring, Wahlkampfleiter der FDP, äußerte, die Initiative der FDP erfolge vor allem auch, um „den Menschen in der Zone neuen Mut zu machen“, so übersieht er wiederum einige Konsequenzen, die aus dem fernen Düsseldorf wahrscheinlich schlecht erkennbar sind. Er vergißt, daß in der LDP die einst führende, liberale Garnitur von Politikern längst in den Hintergrund gedrängt worden ist, von Leuten, die z. T. direkt aus dem Lager der SED gekommen und auf jeden Fall dem Regime so hörig sind wie nur irgendein SED-Funktionär. Unter ihrer Leitung wurden in der Partei „Säuberungsaktionen“ vorgenommen, deren Folge eine Verschüchterung innerhalb der Mitgliedschaft ist, die eine freie Diskussion nicht nur unmöglich, sondern schon jeden Kontakt mit freiheitlich gesinnten LDP-Angehörigen für diese gefährlich macht.

So begrüßenswert die FDP-Initiative also ist, die unschuldigen Methoden machen das Unternehmen hoffnungslos. „Wir müssen die Leute da mal beim Wort nehmen“, meinte Herr Döring weiter. Als ob sie nicht schon tausendmal beim Wort genommen worden wären und nicht schon ebensooft vor der ganzen Welt den Beweis erbracht hätten, daß sie keine Scheu davor haben, zu kneifen. So entbehrt der FDP-Versuch aller realen Grundlagen. Es wird keinen Austausch von Rednern, es wird keine echte Diskussion, es wird keine echten Kontakte geben, jedenfalls nicht, solange der mitteleuropäische Raum weniger als irgendein anderes Gebiet innerhalb der Satellitenstaaten vom Prozeß der Entstalinisierung erfaßt ist. „Ist es nicht zum Verzweifeln?“ sagte mir ein Ostzonenflüchtling aus der Gegend von Küstrin, der soeben die Nachricht vom Tode seines Vaters erhalten hat und nun seine Mutter, schwer krank, sich selbst überlassen weiß.

Ja, es ist zum Verzweifeln.

jcf

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

um die steigenden Preise hinzu. Das Ergebnis ist eindeutig: Die SPD hat in der Gunst der Wähler merklich aufgeholt, die CDU dafür eingebüßt.

Jetzt rasselten bei der CDU die Alarmklingeln. Bei der „Klausur-Tagung“ der CDU-Bundestagsfraktion in Bad Honnef Ende September ging es fast ausschließlich um das lädierte Ansehen der Partei in der Öffentlichkeit. Das Hü und Hott innerhalb der Riesenfraktion war noch nie so deutlich zutage getreten. Die Fraktion war von der Torschlußpanik vor der Wahl erfaßt. Das Wichtigste von all dem, was in den vergangenen drei Jahren versäumt worden ist, soll im vierten, letzten, Jahr in Eilmärschen aufgeholt werden. Es geht um die Gunst der Wähler.

Die CDU hat die große Chance von 1953, die drei Jahre, die seitdem verstrichen sind, schlecht genutzt. Auch außerhalb der Europaträume ist manche Hoffnung der Wähler unerfüllt geblieben. Die Sozialreform ist von Jahr zu Jahr verschleppt worden, die Verwaltungsreform ist über das Stadium kümmerlicher Ansätze nicht hinausgekommen, der Steuerwirrwarr ist geblieben und die Not des geistigen Deutschlands, der Wissenschaftler, Forscher, Akademiker, Künstler, Hochschulen hält unvermindert an.

Die Regierung hat von 1949 bis 1953 dafür gesorgt, daß jeder Fabrikant sein Seifenpulver, seine Suppenwürze, seine Perlonstrümpfe, seine Werkzeugmaschinen und seine Hautstraffungssälbchen herstellen kann, wenn es ihn danach verlangt. Und sie hat die Voraussetzung dafür geschaffen, daß ein Heer von Vertretern diese Artikel vertreiben kann. Das war gut so, denn dadurch kam Geld in die leeren Kassen. Aber dann, ab 1953, hat sie die Fortsetzung vergessen: Die Invaliden, die Alten, die Kleinverdiener, die Lehrer, die Akademiker, die Künstler und, das muß auch einmal gesagt werden, die Studenten. Heute ist Deutschland ein Wirtschaftsparadies. Ein Wunderland der Hersteller, Exporteure und Vertreter. Ein Koloß aus Devisen, Goldbeständen und Guthaben in aller Welt — aber ohne „Kopf“. Fast das einzige, was die Bundesregierung in den vergangenen drei Jahren zustande gebracht hat, ist die Bundeswehr. Und die ist nicht beliebt. Wehmütig blättert man in Geschichtsbüchern und liest von hochgesinnten, längst verblichenen Landesfürsten, die der Literatur, der Wissenschaft und den schönen Künsten besonders zugetan waren. Lang, lang ist's her...

Auf den Wanderer in der Wüste, der die ersten Anzeichen der Schwäche zeigt, stürzen sich die Geier. Die CDU zeigt Anzeichen der Schwäche. Die Folge ist eine Flut wildester Spekulationen, die gegenwärtig die unsichere Stimmung der



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns

gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHSTAG, vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

1957

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redakteure: Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92.
Telefon: 5 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a. Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Sie kamen umsonst

Die Ostzonenflüchtlinge kamen umsonst. Sie konnten durch ihre Flucht dem Gebiet nicht entrennen, aus dem sie abzusetzen sich bemühten. Denn auch die Zone, die DDR ist Bundesgebiet. Wenigstens im offiziell-westdeutschen Sprachgebrauch. So heißt es z. B. im Stichwortverzeichnis einer zur Aufklärung der Staatsbürger von Amts wegen verbreiteten Broschüre:

Bundesgebiet — umfaßt das Gebiet des ehemaligen Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 (einschließlich der Gebiete ostwärts Oder-Neiße-Linie und auch des Saarlandes).

Da das bedenklich anmutet, wird mildernd weiterdefiniert:

Da einzelne Gebietssteile (z. B. Ostzone, Berlin, Saargebiet) z. Z. noch nicht unter der gesetzgebenden, rechtsprechenden und vollziehenden Gewalt des Bundes (der Bundesrepublik) stehen, können die vom Bund erlassenen Gesetze nur Rechtsverbindlichkeit für den „Geltungsbereich des Grundgesetzes“ (Gebiet der neun Länder) haben.

Diese Gebietsdefinition ist nicht etwa ein Versehen oder ein Schreibfehler, sondern steht ernst gemeint und wohlüberlegt in der fünften Auflage jenes Schriftwerks¹⁾.

Selbst die Bundesgenossen haben sie akzeptiert. „Für Italien ist ... die Zone“ ... nichts anderes als ein durch die Kriegereignisse vom deutschen Staatskörper abgetrennter Teil der Bundesrepublik“, erklärte unlängst Außenminister Martino in Bonn.

Russen, Polen, Tschechen und andere Völker besetzten nach dem Sieg das Deutsche Reich. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wir haben es zurückgewonnen; es ist längst Bundesgebiet. Nur haben die Betroffenen es leider noch nicht erfahren und Konsequenzen daraus gezogen.

So viel Schwerfälligkeit unserer östlichen Nachbarn ist unangenehm. Was soll schließlich werden, wenn die Bundeswehr eines schönen Tages nach gehabter Instruktion quer durch das Bundesgebiet nach Ostpreußen geht und dabei in eine Schießerei mit unwissenden Polen verwickelt wird? Gibt es dann wieder einen Weltkrieg?

Die Provenienz des bereits zitierten Volksbildners ergibt ein weiteres Stichwort:

Bund oder Bundesrepublik — Der Staat, der bis 1945 „Deutsches Reich“ hieß.

Nazibeamten und Generälen mag solche Identität einleuchten. Sie bezogen damals wie heute Pension. Für uns aber heißt unser Staat nicht nur anders, er ist auch ein anderer als der, dessen Erbe er antrat. Rechtsnachfolge nennen es die Juristen. Inniger ist die Verbindung nicht.

Die hier wiedergegebenen Definitionen sind kein Einzelfall. Viele Verfasser halboffiziöser Aufklärung huldigen dem Bonner Jargon. Man nennt es übrigens dort nicht pädagogische Verantwortungslosigkeit, sondern „Verständnis“ und „Loyalität“.

K. Walter

¹⁾ Wie entsteht ein Bundesgesetz? 5. Auflage, von Regierungsrat Erich Strätling, Deutscher Bundes-Verlag GmbH., Bonn.

Spitzweg 56

Für den politisch mäßig interessierten Bürger sind die zu einer bestimmten Zeit plötzlich und massenweise erscheinenden Plakate mit Darstellungen vertraut in die Welt blickender Babies oder resoluten Knaben ein Hinweis auf bevorstehende Wahlen zum Kreis-, Land- oder Bundestag. Die Kampagne der Kleinkinder anlässlich der hessischen Kom-

munalwahlen begann mit einer achtseitigen Publikation von der Art einer Illustrierten „Wir in Hessen“, die vom Hessendienst Royce, Frankfurt, herausgegeben wurde und in der die Leistungen des hessischen Kultusministeriums aufgezählt — oder wie es auch heißt: gewürdigt — werden. Unter der Überschrift „Zuviel Studenten — und doch zuwenig“ werden die Aufwendungen des Landes für die Universitäten dargestellt. Und wortwörtlich heißt es dann:

„Trotzdem hat der Student von heute genug Humor, eine zwanzigseitige Arbeit über die Bedeutung der Kreditschöpfung des Bankapparats für den Konjunkturverlauf der Weltwirtschaft zu schreiben und dabei heimlich seine Groschen zu zählen, ob es noch für ein Viertel Wurst zum Abendessen reicht.“

Für den Studenten, der da heraufbeschworen wird, ist es offenbar nicht witzig, eine Arbeit solch monströsen Titels zu schreiben, sondern in deren Verlauf (heimlich!) an sein Abendessen zu denken. Der Wissenschaft und dem Leben, na also! Wäre der Artikelschreiber konsequent gewesen, hätte er das Abendessen als „kärglich“ etikettieren müssen, denn im zuvor erwähnten Titel der Arbeit klingt etwas von dem unausrottbaren Klischee von der Weltabgewandtheit der Studenten durch. Und wer Lebensferne meint, muß auch Armut — hier durch ein Viertel Wurst repräsentiert — sagen; das letzte ist die Folge des ersten. Beinahe könnte Spitzwegs armer Poet Pate gestanden haben, als der hungrige, aber nichtsdestoweniger nach Wissenschaft gierende Student anno 56 entstand. Studiker, wird suggeriert, werkelten nicht ungern in Provisorien, könnten sie nur ihren Gedanken nachhängen. Und vox populi folgert dann, daß, wer studiert, also sich unrealistisch verhält, selber für die daraus entstehenden Unannehmlichkeiten verantwortlich sei und nicht (zu laut) klagen dürfe — wenigstens jetzt nicht, denn später zahle sich das Studium ja ohnehin aus. Damit aber bei zartbesaiteten Lesern nicht doch etwas wie Mitgefühl mit den verarmten, wenn auch verschrobenen jungen Leuten aufkommt, wird jener Kommilitone, der typisch für die Studentenschaft sein soll, mit Humor ausgestattet, was andeuten soll, daß er es recht gut verstehe, sich schon allein durchzuschlagen. Er nehme seine Misere leicht, kompensiere den Hunger durch Humor — wie also brauchte dem Manne noch geholfen zu werden? Erich Faßbender

Bildungsmonopol

Nicht jeder, der in diesen Tagen zur Universität zurückkehrt, wird dort auch aufgenommen. Deutlich warnt ein rotes Schild am Eingang: Personalmangel läßt die Verwaltungsstellen nur eine beschränkte Zahl von Rückmeldungen täglich abfertigen. Der numerus clausus ist neu erstanden.

Wie die beschränkte Zahl der entgegenezunehmenden Rückmeldungen auszuwählen sei, ist nicht ersichtlich. Nach dem Alphabet zu verfahren, wäre unsinnig. Die Semesterzahl ist als Maßstab gleichfalls ungeeignet. Studienleistungen schließlich lassen sich so schnell nicht prüfen. Auch würde eine solche Nachprüfung im Sinne des alten Zulassungsnumerus-clausus die Universitätsbehörden nicht gerade entlasten. Praktisch wird es deshalb so sein, daß die Schalterbeamten täglich nach Abfertigung einer gewissen Zahl rückmeldungslustiger Studenten schlicht den Schalter schließen. Die Refusierten erhalten die freundliche Aufforderung, es doch demnächst von neuem zu versuchen.

Solange dieses „demnächst“ absehbar bleibt, mag das Verfahren trotz aller Umstände insbesondere der auswärtigen Kommilitonen noch angehen. Die Rückmeldefrist dauert aber nicht ewig. Und mit fortschreitendem Ablauf dieser Frist erhält das tröstliche „demnächst“ immer penetranter den Beigeschmack einer Zwangsbeurlaubung bis zum nächsten Semester. Denn daß man die Rückmeldefrist für die Nichtabgefertigten verlängern wird, ist bei so überlasteten Verwaltungsstellen wenig wahrscheinlich. Ihre Arbeit würde sich dann ja doch nicht verringern.

Festzuhalten bleibt: Das Bildungsmonopol besaßen früher begüterte Schichten. Im anderen Teil Deutschlands erbten es Arbeiter- und Bauernkinder von proletarischen Großmüttern. In Frankfurt am Main wird es im Zuge der Hochschulreform von Verwaltungsbeamten der Universität zum Zwecke der eigenen Arbeitsentlastung verwaltet. M. Sabottka

Verlegenheitstherapie

Die Halbstarke, schon eine lästige Erscheinung, weil ihr Da-sein mit Lärm und Radau scheinbar untrennbar verbunden ist, benehmen sich, hie und da, um einige Grade rabiater als gewohnt. Damit haben sie erreicht, daß man sich nicht lediglich über sie mokiert, sondern mit ihnen auch in irgendeiner Weise beschäftigen muß.

Es ist nur zu natürlich, wenn man die jugendliche Energie, die sie bedenken- wie zwecklos verpulvern, auffangen und so weiterleiten möchte, daß man am Ende noch ein nützliches Endresultat konstatieren kann. Also hieß es vor längerem in einer Pressenotiz: „Die Regierung von Nordrhein-Westfalen appelliert an den Ehrgeiz der Halbstarke und will sie durch sportlichen Wettstreit, Bastelarbeiten und Foto-Preisausschreiben zu guten Staatsbürgern erziehen.“

An die Laubsägen, ihr Halbstarke! Sägt! Bohrt! Feilt! Malt! Lackiert! Schon einmal hattet ihr, damals unter der Bezeichnung „Pimpfe“ in der Bastelei das Heil gesucht. Lampenschirme, Kasperletheater, Frau Holle, Schneewittchen, Puppenwiegen, Gestiefelter Kater — Mobilisierung der heimischen Figuren aus Märchen und Sagen mit dem völkischen Hintergedanken, auslandsdeutsche Kinder zu beschenken. Aber auch Mobilisierung vaterländischer Gefühle mittels Sandkastenspiele und militärischer Bastelbogen. Diese Volkskunst verfiel dann in dem Maße, wie auch das großdeutsche Denken in die Brüche ging. Man kann auch sagen: in dem Maße, wie es Motorräder zu kaufen gab. Mit denen läßt sich heuer mehr Aufmerksamkeit erzielen als mit der häuslichen gemütlichen ritisch-ratsch-Laubsägearbeit von ehemals, wozu die mittlerweile halbstarke gewordenen Kinder aus dem Jungvolk ohnehin keine Lust mehr haben.

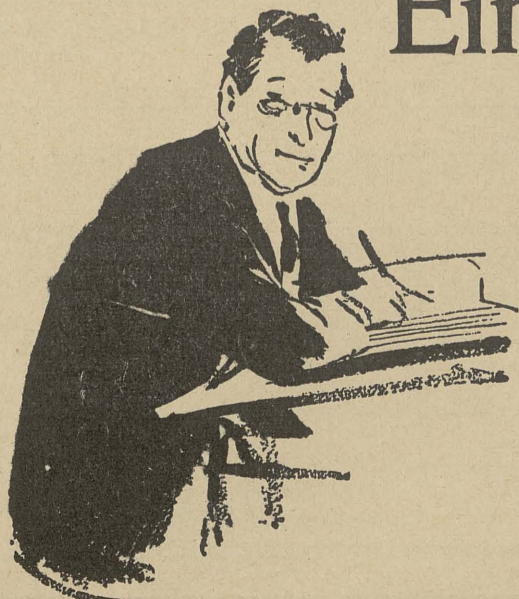
Oder etwa doch? Offizielle Stellen hoffen darauf, daß der eine oder andere Halbstarke wieder das Gaspedal seiner 250er mit dem Sägeblatt vertauscht und fortan mit Forsche durchs Sperrholz fährt statt halsbrecherisch um Häuserecken zu kurven. Wie leicht wird es ihm doch gemacht! Er braucht nur ordentlich zu basteln, zu leimen und zu lackieren — und schon ist er auf dem Wege zum guten Staatsbürger.

Wirklich? Ob die jungen Leute Ehrgeiz der Art aufbringen werden, mit Sperrholz-Froschköniginnen und Büttensrand-Fotos sich gegenseitige Konkurrenz zu machen, darf füglich bezweifelt werden. Eine solche Heilmethode, die nicht mehr als ein punktuelltes Hilfsprogramm ist, geht am Problem vorbei. Die Jugendlichen, denen ein anderer Lebensstil gemäß ist, als ihn unsere Gesellschaft bietet, fühlen sich in der durchrationalisierten Welt überflüssig. Daraus wächst ihr Unbehagen, das sie dann auf manchmal sehr drastische Weise abregieren. Verpflichtung müßte man ihnen übertragen, ein Amt, damit sie das Gefühl haben, irgendwo notwendig, unentbehrlich zu sein. Sie wollen Achtung genießen. Jedoch nicht als Preisträger in einem Fotowettbewerb: ihnen ist nicht nach Ästhetik zumute. Ihr Sinn ist realeren, handfesteren Dingen zugewandt. Zu allererst wäre ihnen wohl in den Fabriken und Betrieben Verantwortung zu delegieren, wo sie den Hauptteil ihres Lebens verbringen.

Das vorgeschlagene Rezept geht den entgegengesetzten Weg. Es führt sie zurück in die Kindheit, nicht vorwärts auf die Stufe des Erwachsenseins. Es wird sie nicht von den schlimmen Motorrädern fernhalten. Und es ändert nicht ihre Geistesverfassung. So bleiben sie denn weiterhin, was sie schon sind — schlechte Staatsbürger?

Übrigens: Die Halbstarke sollen künftighin nicht mehr so tituliert werden, wünscht die öffentliche Meinung. Denn erstens hat man die Entdeckung gemacht, daß der Ausdruck schon in den zwanziger Jahren gebräuchlich war, und heute also nicht mehr originell sein kann. Zweitens, daß er den Charakter eines Schimpfwortes hat. Und drittens — man höre und staune ob der Einsicht! — seien die Erwachsenen, die Gesellschaft, die Umstände selber daran schuld — natürlich —, daß die jungen Männer auf solche Irrwege geraten seien. Man hätte dann wohl, kommt die Sprache auf die Halbstarke, statt von den „schrecklichen Kindern“ von den „schrecklichen Eltern“ zu reden! P. Waldheim

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Polen zwischen gestern und morgen

Die Politik ist in Fluß gekommen. Zur Zeit überstürzen sich die Ereignisse. Mit wachsendem Interesse nimmt nun auch die westliche Welt Anteil an den Selbständigkeitsbestrebungen des polnischen Volkes innerhalb der Ostblockstaaten und gegenüber Rußland. Noch vor einem halben Jahr, nach den Ereignissen des XX. Parteitag, war diese Heftigkeit der Entwicklung nicht abzusehen. Gewiß konnte man auch zu dieser Zeit, einen deutlichen Wandel in der innerpolitischen Struktur Polens feststellen. Schon damals wurde das Hauptgewicht politischer Aktivität mehr und mehr von dem Apparat der Partei, den Funktionären in das Volk hineinverlagert. Die Möglichkeit einer freieren Meinungsäußerung war gegeben. Nun jedoch ist der Tioist Gomulka in das ZK zurückgekehrt. Er wurde mit wahrer Begeisterung wieder aufgenommen. Daß daraufhin völlig überraschend und unangemeldet das ZKdSU in Warschau eintraf, zeigt, welche Bestürzung und Besorgnis diese Eruption der neuen Parteistrategie und des Volkswillens in Rußland hervorgerufen haben. Eine Prognose über Wandlungen und Folgen jener „nationalen Bewegung“ zu stellen, erscheint gerade in diesen Tagen mehr denn je unmöglich. Man kann beinahe mit allem rechnen.

Die Verhältnisse und Meinungen in der Bevölkerung Polens sind verschieden. Man trifft im Volk selbst beinahe weniger überzeugte Kommunisten, als in bestimmten westlichen Ländern. Um so mehr aber findet man nationalbewußte, beinahe fanatische Polen. Dies ist kaum verwunderlich, wenn man weiß, daß Polen eigentlich selten einmal nicht unterdrückt oder besetzt gewesen ist, und daß es nun mit einer geradezu unheimlichen Besessenheit eigene kulturelle Werte „auszugraben“ versucht, daß es trotz größter materieller Not seine zum großen Teil zerstörten Städte und Baudenkmäler unter ungeheurer finanzieller Anstrengung in „historischer Treue zu Polen“ wiedererstehen läßt.

Ein besonderes Augenmerk verdient in diesem Zusammenhang die junge polnische Intelligenz, jene Studenten und Jungakademiker, die als Organe die Wochenzeitung POPROSTU und die Zeitschrift NOWA KULTURA besetzen. Der Verfasser hatte auf einer Fahrt durch das Land Gelegenheit mit verschiedenen Angehörigen jener Gruppe Fühlung zu nehmen. Es sind in der Mehrzahl Studenten. So hatten wir Gelegenheit das studentische Leben, das Wirken der „Jungen Intelligenz“ wenigstens im Querschnitt zu sehen.

Diese Gruppe der jungen Intelligenz genießt in ihrem Land ein weit höheres Ansehen als beispielsweise unser Studentenverband oder unsere studentischen Publikationen in der Bundesrepublik. Sie besitzt einen außerordentlichen Einfluß in alle Fragen der Tagespolitik. In den vergangenen Jahren war sie unter teilweise großen Schwierigkeiten Vorkämpfer jener großen politischen Entwicklung, die wir zu Beginn des Artikels angedeutet haben.

Polen hat bei seinen 27 Millionen Einwohnern wesentlich mehr Studenten als wir in der Bundesrepublik. Es gibt 7 Universitäten, davon vier Volksuniversitäten und insgesamt 82 Hochschulen und Akademien. An der Universität in Warschau z. B. studieren mehr als 7000 Studenten in 11 Fakultäten. Die Fakultäten sind wesentlich spezialisierter als bei uns. Die Folge davon ist natürlich die Gefahr eines völlig einseitigen Fachstudiums. Man spricht in Polen sogar offiziell von einer Produktion verschiedenster Fachleute. Die durchschnittliche Studienzeitsdauer 10 Semester und ist damit nach oben begrenzt. Nur nach einem nicht bestandenen Examen gibt es die Möglichkeit einer Verlängerung. Ein Doppelstudium ist nicht möglich. Nach jedem Semester findet eine Prüfung statt, die über die Vergabe des Stipendiums für das nächste Semester entscheidet. Am Ende des Studiums gibt eine schriftliche Diplomarbeit und eine mündliche Prüfung des gesamten Wissensgebietes Rechenschaft über den Erfolg. Dabei ist die Endnote unabhängig von den Prüfungen am Ende der Semester. Ein Wechsel der Universität oder Hochschule während der Dauer des Studiums ist nicht möglich. Der Student kann nach vollendetem Examen in der Regel nur in dem Verwaltungsbezirk Einstellung finden, zu dem seine Hochschule gehört. Wegen dieser bürokratischen Regelung und der großen Produktion von Akademikern, kommt es nicht selten zu Arbeitslosigkeit vieler Studenten nach dem Examen. Es bestehen allerdings graduelle örtliche Unterschiede.

Zwischen 50 und 90 Prozent der polnischen Studenten wohnen in Studentenhäusern. Ein Zimmer kostet etwa 40 Zł, jedoch sind nur sehr wenige Zimmer mit nur zwei Studenten belegt. Sehr viele wohnen in Vierbettzimmern. Riesige Wohnblocks mit kaserneähnlichem Charakter beherbergen oft bis zu 4000 Studenten. Es wurde uns versichert, daß für die Erteilung von Stipendien keinerlei politische Voraussetzungen bestehen. Lediglich gute Semesterexamen und gewisse soziale Momente sind entscheidend. Bei gleicher Leistung hat der sozial schlechter Gestellte den Vorteil. Die Stipendien betragen bis zum zweiten Studienjahr 340 Zł, im dritten bis fünften Jahr werden 440 Zł gegeben. Dazu können Prämien bis zu 20 Prozent des Gesamtstipendiums für besonders gute Leistungen erworben werden. Das gesamte Sti-

pendienwesen wie auch die Leitung und Verwaltung der Studentenhäuser liegen in den Händen von gewählten Studenten. Sie sind gegenüber dem Rektor verantwortlich. Die letzte Beschwerdeinstanz ist der polnische Studentenverband.

Nicht mehr als 20 Prozent der polnischen Studenten sind Mitglieder der kommunistischen Partei. Sehr viele sind politisch liberal und man findet dort genau, wie bei uns jene „Existentialistentypen“, die sich der Welt des „Jazz“ und anderen „Errungenschaften“ des Westens verschrieben haben.

Nur ein kleiner Teil der 20 Prozent Kommunisten ist wirklich politisch aktiv. Es ist aber jene Gruppe um POPROSTU. Hier versucht man nun, kleine kommunistische Aktivist mit ausgesuchten Leuten zusammenzustellen, weiter zu schulen und sie so in die Lage zu versetzen, die Masse ihrer apolitischen Kommilitonen zu missionieren.

Besonders eigenartig erscheint uns das Verhältnis der jungen Intelligenz zur katholischen Kirche. Natürlich ist man atheistisch. Keinesfalls aber will man sie terrorisieren. Aus Gründen der Klugheit ist der Besuch der Gottesdienste jedem erlaubt. Die Auseinandersetzung soll auf den ideologischen Kampf beschränkt sein. Polen ist ein überwiegend katholisches Land. Will man die Kirchen schließen, wird man mehr Gläubige denn je haben, erklärte uns der junge Reiseleiter, einer von den 28 Redakteuren der POPROSTU, und er fuhr fort, „aber das ist nicht nur eine Frage der Taktik, ich bin grundsätzlich gegen Anwendung von Gewalt“. Daß dies jedoch keine Lösung, nicht einmal den Weg zu einer Lösung der Frage bedeutet, liegt auf der Hand. Marxismus und Katholizismus sind unversöhnliche Gegner, beide kämpfen dogmatisch. Die einzige Entscheidung in dieser Auseinandersetzung ist ein Entweder-Oder. Und dann ist letzten Endes Koexistenz zwischen den beiden Weltanschauungen unmöglich.

Die Deutschen und insbesondere die Westdeutschen erfreuen sich bei der polnischen Bevölkerung eines wachsenden guten Ansehens. Dies bewies nicht nur unsere gastliche Aufnahme (so weit wir mit der Bevölkerung in Verbindung kamen), sondern auch die Freundlichkeit, aller offiziellen Stellen, seien es nun Rektoren und Professoren der Universitäten, oder Vertreter der Partei. Man ist offensichtlich bemüht, gerade mit der Bundesrepublik in ein besonders gutes freundschaftliches Verhältnis zu kommen. Das mag neben wirtschaftlichen Absichten seinen Grund auch darin haben, daß viele Polen die Fragwürdigkeit der sogenannten „Oder-Neiße-Friedensgrenze“ genau erkannt haben. Damit soll lediglich das Unbehagen angedeutet werden, das diese Frage in Polen betrifft.

Den polnischen Studenten ehemals deutscher Nationalität, namentlich in Oberschlesien ging es bis vor kurzem, keineswegs gut. So konnten beispielsweise in einer Klasse von 30 Oberschlesiern nur 12 das Abitur erreichen. Die anderen mußten auf Betreiben der kommunistischen Jugendorganisation ZNP oder einiger Lehrer vorzeitig die Schule verlassen. Vielen, die sich nicht organisieren lassen wollten, blieb der Zugang zur Universität versperrt, sie wurden in eine Grubenschule delegiert. Das ist nun anders geworden. Auch hier zeigt sich die neue Linie der Entspannung.

Natürlich bedeutet die Entwicklung in Polen keine Revolution im klassischen Sinn. Die Vorgänge in Posen zum Beispiel waren

Wer Anfang August dieses Jahres im Zug Belgrad—Sofia im Abteil 1. Klasse Georgi Dramatoff gegenüber, dem wäre so ohne weiteres an ihm nicht viel aufgefallen. Ein gut gekleideter Endvierziger, athletisch gebaut, starke Hände, hinter der randlosen Brille intensive blaue Augen: das Gesicht jener bürgerlichen Balkanintelligenz, die vor ein oder zwei Generationen aus dem Bauerntum hervorging.

Vielleicht hätte man bemerken können, mit welcher gelassener Aufmerksamkeit er die — für unsere Begriffe — langwierigen Formalitäten der Grenzkontrolle in der jugoslawischen Grenzstation Dimitroffgrad verfolgte. Kaum hatte der Zug die Station in Richtung Sofia verlassen, da ging in ihm eine frappante Veränderung vor sich. Er begann zu sprechen; wie unter einem Zwang belebten sich seine Augen, Mimik, Sprache und Gestik. Sein Schicksal sprudelte aus ihm hervor. Derzeit Gymnasiallehrer aus Mazedonien, bulgarische Volkszugehörigkeit, aber jugoslawische Nationalität, war er 1948 in Jugoslawien inhaftiert worden. Anklage: Spionage- und Agententätigkeit, 5 Jahre Zuchthaus, Einzelhaft, körperliche Mißhandlungen usw.

Als ehemaliger Berufsoffizier der königlich jugoslawischen Armee war er — Parteimitglied der kommunistischen Partei seit den zwanziger Jahren — degradiert worden und verfiel 1948 erneut der Verfolgung als das Politbüro der kommunistischen Partei Bulgariens den Antrag stellte, Jugoslawien aus der Komintern auszustoßen.

nichts anderes als eine lokale Äußerung der allgemeinen Unzufriedenheit. Es wird auch in absehbarer Zeit keine Revolution geben, da sich die Progressisten der marxistischen Partei zu Führern der Mißstimmung des Volkes gemacht haben. Dadurch wächst das Vertrauen des Kleinen Mannes zu einer Bewegung wie der, der „Jungen Intelligenz“. Er bleibt somit unter der Kontrolle des ZK, das sich mit seiner Hilfe von Moskau unabhängig macht.

Hanns Schreiner

In eigener Sache

(Fortsetzung von Seite 1)

Deutschlands ist. Wenn es aber das nicht ist, bleibt einzig die Diagnose starken Mangels an politischer Intelligenz. Worum ging es denn? Wir haben in mühevollen Anstrengungen das FORUM endlich dazu gebracht, ein Übereinkommen mit uns zu schließen. Ein Übereinkommen, das entweder der gesamten Studentenschaft der Ostzone monatlich einmal Gelegenheit bot, wirkliche westdeutsche Argumente kennenzulernen, oder ein Übereinkommen, dessen Bruch ein sehr brauchbares Schulbeispiel für kommunistische Vertragstreue bringen würde und nun gebracht hat. Wir als Studenten, die in der Gesellschaft seit eh und je ein gewisses Privileg der Ungebundenheit haben, konnten uns dieses Experiment erlauben, ja wir mußten es tun, um uns nicht sagen zu müssen, irgendeine Möglichkeit in dieser Richtung ausgelassen zu haben. Aber statt hämisch-grämlich zu lächeln, hätte man lieber die Konsequenzen aus dem Politikum, das wir erarbeitet haben, ziehen sollen. Daß man es nicht getan hat, sondern, die FDP nun auf dem Tablett äußerster politischer Exponiertheit praktisch dasselbe und — bei seiner viel größeren Fraglichkeit — ein Spielchen treibt, das ist des Kritisierens wert. Denn wo und wie wir sondieren konnten, da kann eine entscheidende politische Partei nicht agieren, ohne Pankow ebenso stark ins Rennen zu bringen, wie Rußland aus seiner Verantwortung zu entlassen. Und ein größerer Fehler ist wohl in der Wiedervereinigungspolitik nicht denkbar.

Wir, in unserem Falle, sehen hingegen im öffentlichen Eingeständnis des FORUM, zur freien Diskussion über ein von ihm selbst vorgeschlagenes Thema nicht potent zu sein, einen politischen Erfolg. Es ist sogar ein Erfolg auch im Sinne unseres Artikelaustausches; die Bewohner drüben haben eine zusätzliche Information über die Verhältnisse in beiden Teilen Deutschlands (Pressefreiheit, Diskussionsfreiheit usw.) erhalten.

Wir haben dieses negative Ergebnis zwar nicht gewünscht, aber einkalkuliert. Wir denken jedoch nicht daran, es nunmehr dabei bewenden zu lassen. Wir sind unter Umständen sogar bereit, den Artikelaustausch fortzusetzen. Wir werden — diesmal ist die Reihe an uns! — selbst ein Thema vorschlagen — kein für das FORUM so verhängliches wie sein eigenes, denn wir haben keine Propagandaufträge offizieller Stellen zu berücksichtigen.

Diesmal wird allerdings das FORUM vorleiten. Oder es muß von vornherein endgültig eingestehen, daß eine freie Diskussion mit westdeutschen Studenten in der DDR ohne Rücksicht auf das Thema undurchführbar ist.

Westdeutschlands Presse wird dann erneut untersuchen können, auf wessen Seite der „Reinfall“ liegt. Die zu politischem Denken fähigen Kommentatoren dürften bis dahin auch in der Provinz aus dem Sommerurlaub zurück sein.

(Fortsetzung Seite 7)

Bulgarien – Zünglein an der Waage?

Der Zuhörer meinte sich in einem Irrenhaus: Nach der Lektüre von Dutzenden von Zeitungsberichten über die Leiden „titoistischer“ Opfer des Stalinismus in allen Zonen der kommunistischen Welt, saß ich plötzlich einem „Opfer des Titoismus“ gegenüber, dessen Aussagen die oben erwähnten Zeitungsberichte bis aufs Haar genau bestätigten. Es wurde mir plötzlich die innere Logik der Vorgänge im Ostblock offenkundig. Hier zeigte sich der andere, zugehörige Aspekt, die „Kehrseite“ ein und derselben Sache!

Vielleicht neigt der Mitteleuropäer schon aus Unkenntnis dazu, die Lage und die Probleme des Balkans zu gleichförmig und zu gleichartig zu sehen. Aber in letzter Zeit pflegte man Jugoslawien grundsätzlich auszunehmen, wenn vom Balkan die Rede war. Aus gutem Grund, denn nur Titos Armee zählt amerikanische Panzer zu ihrem stolzen Besitz. So war sie jedoch keineswegs immer schon. Mancher bulgarischer Partisan erinnert sich heute wieder mit Stolz daran, daß es ihm 1944 ziemlich gleichgültig war, ob der Genosse, der an seiner rechten oder linken Seite „im Wald“ gegen die Deutschen kämpfte, Jugoslawe oder Bulgare war. Er entsinnt sich vielleicht sogar mit einer gewissen Wehmut des Ordens, den er dann 1948 dem ehemaligen Genossen Tito mit großer Geste zurückgeschickt hat.

1947 erlebte die Zusammenarbeit zwischen dem Bulgaren Dimitroff und dem Jugoslawen Tito ihren Höhepunkt. Sie

(Fortsetzung Seite 7)

Herausgegeben von: Max von Brück, Michael Freund, Robert Haerdter, Fritz Hauenstein, Herbert Küsel, Albert Oeser, Benno Reifenberg, Dolf Sternberger

IN EIGENER SACHE

Die innere Freiheit ist und bleibt das Lebenselement für jeden Journalismus, wie auch die äußere Unabhängigkeit. „Die Gegenwart“, ihre Redaktion, ihr Verlag verbürgen beides. Alle, die sie lesen — und es sind nicht die Schlechtesten in Deutschland — bezeugen, daß diese Zeitschrift nie der Routine verfallen ist. Sie wird angesichts der Ereignisse geschrieben, in jedem Heft neu geschaffen. Das ist nur möglich, wenn die Grundhaltung fest bleibt. Das offenbart sich im Charakter der hier gesprochenen Sprache. Die Tragweite jeder Formulierung, ja jedes Wortes wird ständig erwogen. Umriss einer Weltpolitik zeichnen sich ab. Klarheit über Hauptrichtungen innerhalb des wirtschaftlichen und politischen Lebens kann nur aus einem gewissen Abstand ge-

wonnen werden. Das ist der Sinn unserer Zeitschrift: politische, wirtschaftliche, geistige Strömungen wahrzunehmen, ihren Lauf zu verfolgen. Die Fakten und ihre Analyse — ohne diese Grundvoraussetzungen bleibt das politische Denken nur bei Mutmaßungen und endet in Träumen. Zuweilen fällt es schwer, die Tatsachen beim Namen zu nennen. Davor darf man sich nicht scheuen. In der Politik öffnet sich das Feld für den Willen. Nicht nur für den Willen zur Macht, sondern für den Willen, das Vernünftige zu verwirklichen. Dieses Streben kennzeichnet wahrscheinlich die moderne Welt überhaupt. „Die Gegenwart“ antwortet der Aktualität und prüft die Ereignisse auf ihre möglichen Folgen. Das gibt ihr die Ernsthaftigkeit, die ihr eigentümliche Beharrlichkeit.

Die Redaktion

Zeitkritische Beiträge in der Tradition der »Frankfurter Zeitung«
Kommentare, Vierteljahres-Übersichten, Literarischer Ratgeber

Interessenten erhalten auf Wunsch gern ein kostenloses Probeheft

im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt/M., Frankenallee 71-81

Die Gegenwart

Internationale Studentenkonzferenz in Ceylon

Die Konferenz dauerte vom 11. bis 20. September 1956. Es waren an ihr beteiligt die offiziellen Delegierten von 56 studentischen Nationalverbänden. Nach der feierlichen Eröffnung durch den Ministerpräsidenten des Landes, Bandaranaike, fanden viele Sitzungen, darunter drei Nachtsitzungen, statt, bei denen sich die studentischen Vertreter über alle gemeinsamen Anliegen und auch über Sonderwünsche der verschiedenen Nationalverbände aussprachen und Beschlüsse faßten. Die Hauptarbeit lag bei der Kommission „Basis der Zusammenarbeit“. Bei ihr wurden die Prinzipien, unter denen die Nationalverbände arbeiten, präzisiert und dabei auch der Status eines Nationalverbandes wiederum festgelegt.

Die weiteren Diskussionen beschäftigten sich mit der Frage, auf welche Art mit jenen Nationalverbänden, die der ISC nicht angeschlossen sind, gearbeitet werden kann. Außerordentlich lebhaft entwickelte sich, als die Ost-West-Problematik die natürlich auch die Studentenschaften angeht, zur Sprache kam. Hierbei ist es von ganz besonderem Interesse, daß die Situation der deutschen Studentenschaft im Gebiet der sowjetischen Besatzungszone ausführlich erarbeitet worden ist und das Ergebnis nach längeren Beratungen an die hierfür zustehende Kommission überwiesen und dann im Plenum der Versammlung bei Stimm-enthaltung von Jugoslawien, Ceylon, Malaya und Hongkong angenommen wurde. Es ist von vielen Sachkundigen fast als eine Sensation empfunden worden, daß diese Internationale Studentenkonzferenz sich nicht nur mit der Vergewaltigung der akademischen Freiheit in der sowjetischen Besatzungszone beschäftigt hat, sondern auch eine Entschließung annahm, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Entschließung hat folgenden Wortlaut:

Die Entschließung über Mitteleuropa

Die 6. Internationale Studentenkonzferenz

- bestätigt die Entgegennahme des Berichtes der Untersuchungskommission (Research and Investigation-Commission — RIC) über den Aufbau des Hochschulwesens und die Situation der Studenten in Mitteleuropa;
- anerkennt, daß dieser Bericht durch ausreichende, vornehmlich aus Quellen Mitteleuropas stammende Dokumentation bestätigt ist, obwohl die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik den Mitgliedern der Untersuchungskommission keine Einreisevisa erteilt hat;
- nimmt zur Kenntnis und bedauert die Schwierigkeiten, denen sich die Untersuchungskommission bei ihren Bemühungen ausgesetzt sah, die Erteilung von Einreisevisa durch die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik für die Mitglieder einer Studiengruppe zu erwirken, die auf Grund persönlicher Eindrücke einen Einblick in die dortige Situation gewinnen sollten. Sie fordert die Untersuchungskommission auf, ihre Bemühungen fortzusetzen, um zum frühest möglichen Zeitpunkt die Erteilung der notwendigen Einreisevisa durch die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik zu erreichen und die Studiengruppe zu entsenden;
- stellt auf Grund des Berichtes der Untersuchungskommission und des beigefügten Dokumentenmaterials hinsichtlich der herrschenden Verhältnisse im Hochschulwesen Mitteleuropas fest:
 - daß in Mitteleuropa auf Grund der Einflußnahme der Regierung ein eindeutiges Beispiel für die Unterdrückung freier Erziehungspraktiken, der Autonomie der Universität und der akademischen Freiheit gegeben ist, und daß sowohl für Lehrende und Lernende die politische Überzeugung ein Kriterium für die Zulassung, für das Verbleiben und für das Vorwärtkommen an Universitäten und Hochschulen geworden ist,
 - daß eine politische Kontrolle der Universität, der Hochschule und der Dozentenschaft besteht, die die Universitäten und Hochschulen daran hindert, ihre traditionellen Aufgaben zu erfüllen,
 - daß den Studenten ihre Grundrechte versagt sind und daß sie aus politischen Gründen von der Universität entfernt und/oder inhaftiert werden;
- verurteilt, daß Dozenten und Studenten wegen ihrer von den Regierungszielen abweichenden politischen Meinung verhaftet und inhaftiert werden und ist der Auffassung, daß eine Inhaftierung aus derartigen Gründen ungerecht ist;
- erklärt ihre Unterstützung und Solidarität mit Dozenten und Studenten, die zu Unrecht inhaftiert sind, und nimmt mit tiefem Bedauern von dem Tod von Dozenten und Studenten während der Zeit ihrer Inhaftierung Kenntnis;
- bittet die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik:
 - die Fälle aller zur Zeit in Mitteleuropa inhaftierten Dozenten und Studenten zu überprüfen und
 - alle diejenigen Studenten aus der Haft zu entlassen, gegen die der Nachweis krimineller Betätigung nicht geführt werden kann;
- fordert die Wiedereinführung der traditionellen Normen der Autonomie der Universität, der akademischen Freiheit und der Freiheit des Geistes und der Rede für den Professor und den Studenten in Mitteleuropa;
- schlägt die Herausgabe einer Broschüre vor, in der die wesentlichen Merkmale des Erziehungssystems in Mitteleuropa dargestellt werden;
- bittet die studentischen Nationalverbände dringend:

- die Situation der Universitäten und Hochschulen in Mitteleuropa ihren Studentenschaften bekanntzumachen und
- den zu Unrecht inhaftierten Professoren und Studenten durch Untersuchungen und Interventionen zu helfen. In dieser Hinsicht sollte es auch unternommen werden, an die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik heranzutreten, mit der Bitte, alle Fälle von zur Zeit inhaftierten Professoren und Studenten auf dem Rechtswege zu überprüfen und alle Professoren und Studenten aus der Haft zu entlassen, gegen die der Nachweis krimineller Betätigung nicht erbracht werden kann;

k) fordert den Verband Deutscher Studentenschaften auf, den studentischen Nationalverbänden alle Informationen im Hinblick auf die Entwicklung der Situation der Universitäten und Hochschulen in Mitteleuropa zukommen zu lassen.

1. Die 6. Internationale Studentenkonzferenz beauftragt die Mitglieder der Studiengruppe für die DDR der Untersuchungskommission (Research and Investigation Commission — RIC), über die weitere Durchführung ihrer Untersuchungen hinaus der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik die vorliegende Resolution der Internationalen Studentenkonzferenz vorzulegen und die Meinung der Konferenz gegenüber der Studentenschaft in der Deutschen Demokratischen Republik zum Ausdruck zu bringen.

2. Diese Konferenz beschließt, daß der Bericht der Untersuchungskommission über die Situation der Universitäten und Hochschulen in Mitteleuropa an alle studentischen Organisationen in Mitteleuropa versandt wird, die Studenten Mitteleuropas zu vertreten beanspruchen, mit der Bitte, daß diese Organisationen der Untersuchungskommission eine objektive Erwiderung mit dem notwendigen Dokumentenmaterial zukommen lassen, und daß eine solche Erwiderung den studentischen Nationalverbänden bekanntgemacht wird.

Gute Kontakte der deutschen Delegation

Von den studentischen Nationalverbänden verschiedener anderer Länder, z. B. Zypern und Algerien, sind, ohne daß diese in der Lage gewesen waren, ebenso genaues Material vorzulegen wie der Verband Deutscher Studentenschaften, Sonderwünsche vorgebracht worden, verbunden mit vielfältigen Klagen, daß in ihren Ländern die Zulassung zum Studium erschwert wird, z. B. in Zypern würden der Errichtung einer Universität Hindernisse in den Weg gelegt. Es hat sich gezeigt, daß sich an diese Wünsche und Anfragen Diskussionen anschlossen, die eine schroffe anticolonialistische Demonstration bedeuteten.

Für die deutsche Delegation war es sehr erfreulich und zeigte ganz eindeutig, wie sehr die zielstrebige Auslandsarbeit des VDS anerkannt wird, daß sie mit fast allen Delegationen freundschaftliche Beziehungen pflegten, vor allem mit den südamerikanischen Staaten, mit allen europäischen Staaten, besonders gut mit Israel und Indonesien, mit Britisch-Ostafrika, Kanada, Sierra Leone, Türkei und Jugoslawien. Es sei besonders darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, daß vom VDS in Zukunft viel mehr Kontaktstipendien ausgegeben werden können. Es hat sich gezeigt, daß

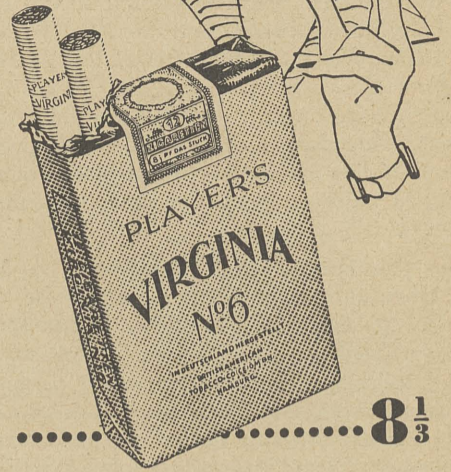
Es war wie bei vielen Veranstaltungen: Die Unermüdlichen ergötzen das Plenum tagelang mit geläufigen Gemeinplätzen, und erst die Beschlußfassung und Abstimmung am Ende vermochte die Lethargie der Tagungserfahrenen zu durchbrechen. Gleichwohl verdient die 6. Internationale Konferenz der Studentenschaft in Bir el Bey, Tunesien, Beachtung. Nicht nur deshalb, weil dort u. a. in einer Resolution der Wortbruch des Ostberliner FORUM im Artikelaustausch mit dem DISKUS (siehe „In eigener Sache“, S. 1 dieser Ausgabe) scharf gerügt und den Studentenredakteuren aus fernen Ländern dadurch ein Bild von Deutschlands Situation gegeben wurde. Nicht nur, weil die Delegierten in einer anderen großen Entschließung die „Magna Charta der Studentenschaft“, die Mindestforderungen nach Freiheit, Schutz und Verantwortung der Studentenschaft aufstellten. Diese Dinge hätte man auch mit weniger Aufwand beschließen können. Entscheidend war, daß die alljährliche Expertenkonferenz der Studentenschaft diesmal in einem Teil der heute so erregenden arabisch-islamischen Welt stattfand. Die Eindrücke, die vor allem die westeuropäischen Studentenredakteure dort gewannen und verarbeiteten, werden das auf die Dauer wichtigste Ergebnis der Tagung bleiben.

Nicht von ungefähr schickt heute jede angesehene Zeitung Reporter durch Nordafrika und den vorderen Orient. Auch in der Studentenschaft verschiebt sich der Schwerpunkt: Wo früher die Studenten der Kolonialuniversitäten in den Studentenverbänden des Mutterlandes aufgingen, haben sie heute nationale Unabhängigkeit und vollkommen selbständige Organisationen. Das bleibt auf die Sitz- und Stimmverhältnisse in den internationalen Gremien der Studentenschaft natürlich nicht ohne Einfluß. Die z. B. von den tunesischen Gastgebern eingebrachte Resolution, daß es die Aufgabe der Studentenschaft sei, an der Verteidigung der geheiligten Menschenrechte mitzuwirken und jede Ver-

rauche

staune

gute
Laune



..... 8 1/3
eine echte Player's

diejenigen ausländischen Studenten, die Gelegenheit hatten, in der Bundesrepublik oder in West-Berlin zu studieren, viel besser die deutschen Verhältnisse kannten und das beste Verständnis für die Lage des gespaltenen Deutschlands aufbrachten. Einen besonderen Erfolg aber hatte die deutsche Delegation zu verzeichnen, indem sie mit 34 (den meisten) von 56 Stimmen in das neun Länder umfassende „Supervision Committee“ gewählt wurde. Der Vorsitzende des VDS, Wilhelm Jösch, wurde Präsident dieses Komitees. Es hat die Aufgabe, das Koordinations-Sekretariat, welches alle internationalen Treffen im Rahmen der ISC vorbereitet, zu kontrollieren; es leitet so die Zusammenarbeit der Studentenschaften in der freien Welt. Daß ein Deutscher an die Spitze dieses Komitees gewählt wurde, ist nicht nur ein bedeutender und kaum zu übersteigerender Beweis für das Vertrauen, das sich der VDS im Ausland erworben hat, sondern auch ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr die deutschen Probleme in der freien Welt verstanden werden. DISKUS/Bulletin

Redakteure tagten in Tunesien

Letzung dieser Rechte zu verdammen, klingt uns sehr unbestimmt und unverbindlich. Sie hatte dort aber eine deutliche Spitze gegen die französische Politik im Nachbarland Algerien. Dazu eine Anekdote: Alle algerischen Studenten, die wir dort trafen, studierten in Frankreich. Keiner der Delegierten des algerischen Studentenverbandes war an der Universität in Algerien immatrikuliert. „Ein Studium dort wäre sinnlos“, erzählten sie uns. „Dort hat noch kein Araber jemals ein Examen bestanden“. Das Menschenrecht, das die Studenten erstreben, heißt Gleichheit.

Gleichheit für sich. Von sich aus die Gleichheit anderen zuzugestehen, bleibt auch dort schwierig. Israel z. B. ist in internationalen Studentenverbänden gleichberechtigtes Mitglied. So wurde eine Delegation von Israel auch nach Tunis eingeladen. Wenn auch Israels Delegierte nach einigen Hin und Her und Beanstanden ihrer Legitimation anerkannt wurde — Israels Fahne wurde als einzige nicht aufgezogen. „Wir können für den unaufgeklärten Teil der Bevölkerung nicht entstehen, wenn Israels Fahne plötzlich hier auftaucht“, hieß die Begründung. Algeriens Flagge aber prangte, obwohl Algerien erst in den Träumen der Araber ein unabhängiger Staat ist.

Es ist nicht Sinn eines Tagungsberichtes, Impressionen auszuschöpfen. Darum noch eine abschließende Bemerkung. Es mag für die Studenten farbiger Völker früher wichtig gewesen sein, internationale Studententreffen in Europa und Nordamerika zu besuchen. Heute ist es für uns entscheidend, Konferenzen in jenen Ländern beizuwohnen, Verbindungen anzuknüpfen, Kenntnis von ihren Problemen aus eigener Anschauung zu gewinnen. Nur dann werden die künftig führenden Schichten unseres Volkes verantwortungsvoll handeln können, wenn sie die aus früheren Kolonialgebieten entstandenen Nationalstaaten als Realität erkennen. U. Kollatz

ROLF KERST

Inh.: E. Groß

Fachbuchhandlung für Rechts- und
Wirtschaftswissenschaft

Klingerstraße 23 (zwischen Zeil und Gericht):

Sortiment und Antiquariat

Schloßstraße 81: Antiquariat

Aus unserem Antiquariat empfehlen wir besonders
Vorauslagen der Beck'schen Kurzkommentare (u. a.
Baumbach, ZPO. und Palandt, BGB.)

WELTSPARTAG · 30. OKT. 1956



STADTSPARKASSE

FRANKFURT AM MAIN

HASENGASSE 4

TEL.-SA.-NR. 90021

Sparfam sein — maßvoll leben

Wir dienen, raten, helfen!

30 Zweigstellen und Spargeldabholdienst im ganzen Stadtgebiet

Deutsche Hochschulpolitik?

(Fortsetzung von Seite 1)

native Tendenzen gekennzeichnet sind. Sicherlich war es nicht falsch, manche gute alte Sitte wieder einzuführen, jedoch ihre Rechtfertigung wäre erst dann gegeben, wenn zugleich neue Formen gefunden worden wären, Formen der Gleichberechtigung und der gleichen Verantwortung für die gemeinsame Sache. Die Universität ist eine lebendige Gemeinschaft, eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Sie sollte sich in vermehrtem Maße zu diesem Prinzip bekennen. Daß die Entwicklung leider in einer anderen Richtung geht, dafür gibt es genügend Anhaltspunkte. Seit mindestens einem Semester existiert in Frankfurt keine frei gewählte studentische Selbstverwaltung mehr. Deswegen nicht, weil die 7000 Studenten zum weitaus größten Teil das Interesse an den Wahlen verloren haben. Diesen Tatbestand nur mit der viel zitierten Lethargie der jungen Studenten begründen zu wollen, würde die Situation nicht treffen. Die vielen nicht wählenden Studenten haben wohl verstanden, daß es letztlich eine Spielerei ist, Institutionen einer Selbstverwaltung zu wählen, die nichts oder noch weniger zu bestellen haben.

Es wäre grundfalsch, diese Darlegungen zu belächeln, denn wir leben nicht in einer Zeit, von der wir behaupten können, daß alle ihre gesellschaftlichen Institutionen unbedingt für die Ewigkeit bestimmt seien. Es ist noch gar nicht abzusehen, welchen Belastungsproben sie ausgesetzt sein werden, wenn unsere staatliche Einheit Wirklichkeit werden sollte. Wir werden nur dann in der Lage sein, uns mit den im Osten geschaffenen Tatsachen erfolversprechend auseinanderzusetzen, wenn wir unsere eigenen Verhältnisse dynamisch und offen gestalten. Es steht viel auf dem Spiele, wir haben viel zu verlieren, unsere Freiheit werden wir uns nur dann erhalten können, wenn wir sie aus der Starrheit allzu konventioneller Formen lösen. Die eigentliche Universitätsreform liegt noch vor uns. Sie in Angriff zu nehmen, wäre die beste Rechtfertigung für die Unterstützung, die wir jetzt für unsere Hochschulen fordern.

Clemens Baltshaus

Zerfall der Selbstverwaltung

Das Gespräch über die jüngste Entwicklung innerhalb der studentischen Selbstverwaltung unserer Universität hat erfreulicher Weise eine recht breite Basis gefunden. Wir veröffentlichen hier auszugsweise den Brief eines älteren Kommilitonen, der seine Argumente recht offen und ungeschminkt darlegt. Die Redaktion des DISKUS glaubt dadurch ein Forum geschaffen zu haben, das verschiedene Meinungen zu Wort kommen läßt. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, eine neue, bessere Lösung zu finden.

Seit der letzten Parlamentswahl gibt es in Frankfurt keine gewählte Studentenvertretung mehr. Unsere Selbstverwaltung ist tot, weil sie seit langem abgedrückt wird.

Es ist sehr leicht, den Studenten die Schuld zuzuschreiben. Man klagt ihren Mangel an Interesse und ihren egoistischen Kurzblick an. Nichts hört man öfter, nichts ist falscher. Die Studenten haben das Interesse an ihrer Selbstverwaltung verloren, weil sie kein Interesse mehr beanspruchen kann. Sie ist machtlos, und daher uninteressant. Sie hat bisher nur ein Scheindasein geführt, und es spricht für den politischen Instinkt unserer Kommilitonen, dieser Farce ein Ende bereitet zu haben. Die Studenten haben geurteilt, indem sie der Wahl fernblieben. Sie jetzt anzuklagen, hieße die eigentlichen Ursachen des Fiaskos zu negieren. Sagen wir es deutlich: Es lohnt nicht ein Parlament und einen ASTA zu wählen, weil nicht mehr einzusehen ist, was beide noch bedeuten können. In ihrem Reservat ist die studentische Selbstverwal-



tung freilich nie angetastet worden. Aber dieser Bezirk war einzig der Bereich der Selbstverwaltung, nicht die Universität. Noch nicht einmal das Studentenhaus. Man hat gehandelt wie ein Kaufmann, der seinem erwachsenen Sohn nur wenig eigene Initiative zugesteht und ihm dafür einen Kinderkaufladen mit Spielgeld und Marzipankartoffeln schenkt.

Die hessische Verfassung erweckt den Eindruck, als sollten die Studenten an der Selbstverwaltung der Universität beteiligt sein. Statt dessen haben sie ihre eigene, scheinhafte Selbst-

Studentenboykott in Frankfurt

Seit dem Wintersemester 1955/56 ist die Studentenschaft der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität ohne gewählte Vertretung. Dieses Mißgeschick hat sich sehr schnell herumgesprochen, und überall an anderen Universitäten begegnen uns Fragen nach dem Warum und was nun.

Es kann für uns Frankfurter nicht tröstlich sein, daß auch an anderen Hochschulen Interessenlosigkeit an der Studentischen Selbstverwaltung besteht. Auch dort versucht man mit allen möglichen Mitteln, den Studenten an die Wahlurne zu locken. Es ist eine leidige Tatsache, daß der Student offensichtlich kein Interesse mehr an der Selbstverwaltung hat. Diese und andere Beobachtungen lassen auf einen mangelnden Gemeinsinn des heutigen Studenten schließen.

Wer bewußt in einer Gemeinschaft lebt, wird Aufgaben bemerken, die der Erfüllung harren. Er wird einen Anreiz verspüren, sich in der Gemeinschaft und für sie zu betätigen. Zu allen Zeiten war es das Vorrecht der Jugend und gerade der Studenten, sich an allen möglichen Aufgaben zu versuchen und die eigenen Fähigkeiten zu erproben. Dabei hatte keine Institution diese Einsatzfreudigkeit so nötig wie gerade die Studentische Selbstverwaltung.

Der heutige Student jedoch ist vorsichtig und hütet sich ängstlich, Kräfte zu vergeuden. Schon die jungen Semester beginnen mit der Rationalisierung ihrer Studien. Man spöttelt über die, denen Zeit und Fähigkeit nicht zu kostbar sind, für die Gemeinschaft der Studierenden und der Universität einzusetzen. Man will es nicht wahrhaben, daß einige Kommilitonen Zeit haben für Dinge außerhalb des Fachstudiums.

So nimmt es nicht Wunder, daß man über die Studentische Selbstverwaltung spottet. Aber nicht nur diese, sondern auch die Mitglieder studentischer Gemeinschaften ernten Kopfschütteln. Diejenigen, die sich einzig dem Fachstudium glauben widmen zu

müssen, verkennen, daß man darin nicht ausschließlich die Bewährung als Student liegt. Jede gelöste Aufgabe stärkt das Selbstvertrauen. Denken wir doch an Hans Scholl, dessen Tätigkeit in der Gruppe „Weiße Rose“ ihm die Worte gab: Jede Kraft, die man dort verschwendet, fließt ins eigene Herz zurück.

Der Student muß sich in möglichst vielen Bereichen seiner Umwelt erproben. Das ist der ursprünglich tragende Gedanke der Universität, und das ist letzten Endes das Studium generale. Studium an der Universität heißt, sich bemühen, um die Wissenschaft, um das Gemeinsame der Menschheit, um die Gemeinschaft zwischen Professoren und Studenten, um die Gemeinschaft der Studierenden und damit auch um die Selbstverwaltung und die Mitverwaltung an der Hochschule.

Wenn man die Interessenlosigkeit der Studenten sieht, muß man sich bald fragen, ob denn überhaupt noch einer das leicht hingespochene Wort „Kommilitone“ richtig meint. Wer von den Studierenden erkennt den gemeinsamen Weg der Akademiker? Die Mehrzahl von ihnen beginnt das Studium in einem willkürlichen Nebeneinander in den Vorlesungen, sie drängen sich zum Vor- und Nacheinander in Seminaren und Prüfungen und stehen dann gegeneinander im Beruf.

Es scheint in dieser Situation ein aussichtsloses Beginnen, von studentischer Gemeinschaft, von studentischer Selbstverwaltung zu sprechen und andere dafür zu begeistern. Und doch müssen wir Bereitschaft suchen und finden, sich für die vielfältigen Aufgaben einzusetzen.

Nur wenn jeder Student für die Dinge der Studentischen Gemeinschaft die gleiche Sorgfalt aufwendet, die er in eigenen Dingen walten läßt, werden wir eine gesunde Selbstverwaltung haben. Bei den kommenden Wahlen kann ein jeder beweisen, daß er im richtigen Sinne Student und Kommilitone ist.

Magnus Weber

verwaltung; auf die Verwaltung der Universität sind sie ohne Einfluß. Nach dem Krieg war das Bewußtsein wirksamer, daß auch die Studenten zur Universität gehören. Studentenvertreter wurden bei wichtigeren Fragen hinzugezogen. Gewiß sind von Studenten viele Fehler gemacht worden. Ungeschick, Taktlosigkeit und die bloß quantitativ denkende Wahlpolitik mancher Verbindungen — das alles ist am Untergang der studentischen Selbstverwaltung mitbeteiligt. Es fehlte an Studenten, die einsichtig, besonnen und entschieden genug gewesen wären, sich in den konservativen Gremien der Universität aufrichtige Achtung zu erwerben. Dazu kommt der häufige Wechsel der Vertreter.

Doch entscheidend war das alles nicht. Den Ausschlag gab schließlich folgendes: Die Universität glaubte zu gewinnen, indem sie ihre oligarchische Struktur, die sie in der Not der Nachkriegsjahre zu demokratisieren bereit war, wieder restaurierte. Der Gewinn war scheinbar. Denn er ist mit einem Vertrauensschwund erkaufte. Das Mißtrauen, das die letzte Wahl bekundete, gilt nicht weniger der Universität als den studentischen Vertretern. Die meisten Studenten verzweifeln von vornherein daran, die Universität irgendwie mitzugestalten. Man will von der Universität nicht mehr als eine Ausbildung und ein Diplom. Wir interessieren uns nicht für die Wahl zum Studentenparlament, weil wir uns nicht für die Universität als ein Gemeinwesen interessieren. Dieses Interesse wäre aber verlorene Liebesmühe, da wir fast ohne Einfluß sind. Für diese Ohnmacht war unsere Selbstverwaltung nur ein dekoratives Alibi. Das letzte Wahlergebnis ist deshalb keine gelegentliche Panne. Man konnte es vorauswissen, und mehr als einer hat es erwartet.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich, was getan werden müßte. Es wäre kurzfristig gedacht, wollte man annehmen, daß eine verstärkte Wahlpropaganda allein das ersetzen könne, was an wirklichen Reformen aussteht. Nach der Hürde der 30%-Klausel stehen wir wiederum vor demselben Dilemma. Der Ruf nach einer wirklichen Selbstverwaltung bedeutet ein Problem für die gesamte Universität. Rektor, Senat und engere Fakultäten sollten erwägen, inwieweit sie dem natürlichen Verlangen junger Menschen, selbst gestalten zu helfen, Raum geben können. Vor allem müßten die Rechte der Studentenvertreter klar und großzügig festgelegt werden. Es sollte nicht von der gelegentlichen Freundlichkeit abhängen, ob Studenten beratend oder entscheidend mitbestimmen dürfen. Man sollte erwägen, ob nicht vielleicht doch die Formulierung des Begriffes „studentische Angelegenheiten“ eine Art der Rationierung bedeutet. Denn was auf der Universität ist keine „studentische Angelegenheit“?

Dies alles sollte bei der Vorbereitung der Universitätssatzung berücksichtigt werden. Eine Sitzung ohne die Mitarbeit der Studenten ist gewiß leichter zu fertigen, aber ist sie auch weiser?

Wir dürfen vielleicht an dieser Stelle an das Beispiel der Freien Universität Berlin erinnern. Dort sind die Studenten durch ihre gewählten Vertreter sehr großzügig und weitgehend an der Sorge um die Universität beteiligt. Der Rektor, Magnifenz Paulsen, bestätigte in seiner Rede in Hamburg, daß sich die Studenten dieses Vertrauens würdig erwiesen haben, was nicht allein für sie, sondern für das Leben der gesamten Universität großen Gewinn brachte.

Man sollte studentische Initiative nicht juristisch begrenzen. Die Mißachtung, die man den Studentenvertretern allzuleicht zu geben bereit ist, könnte auf die gesamte Universität zurückfallen.

Peter Thomas

Kulturelles

Die „Neue Bühne an der Johann Wolfgang Goethe-Universität e. V.“ bringt zum Wintersemester „Das Mißverständnis“ (Le Malentendu) von Albert Camus im Studentenhaus zur Aufführung. Die Inszenierung besorgt Hans Ludwig Wichmann a. G. Premiere ist am 12. November.

Ebenso bringt die „Studiobühne“ unserer Universität im Wintersemester eine Neuinszenierung heraus. Klaus Schlette hat die Regie zu Anouilhs „Antigone“ übernommen. Der genaue Zeitpunkt der Premiere steht noch nicht fest.

Das „Filmstudio“ bringt in den Monaten November und Dezember jeweils Mittwoch und Donnerstag zur gewohnten Zeit die Filme (in der Reihenfolge der Aufführung): „Les fruits sauvages“ (Die wilden Früchte), „Drôle de Drame“ (Ein seltsamer Fall), „Symphonie eines Lebens“, „Golowin geht durch die Stadt“, „Die letzte Etappe“, „An die Freude“ und „Wir sind keine Engel“.

Die genauen Termine aller Veranstaltungen bringen wir in unserer November-Ausgabe.

GLUTAMINSÄURE-GRANULAT HOMBURG

Originalpackung zu 100 g

Indiziert bei:

nervösen Erschöpfungszuständen, allgemeinen Ermüdungserscheinungen, Vorbereitung auf Examina,
vor anstrengenden Konferenzen

Erhältlich in allen Apotheken



Chemiewerk HOMBURG Aktiengesellschaft
Frankfurt/Main

GLUTAMETTEN HOMBURG

Originalpackung zu 100 Dragées



Die Tabus durchbrechen

Der deutsch-israelische Dialog ist spärlich genug, und alle Manifestation guten Willens allein wird heute noch nicht die Tabus durchbrechen können, von denen das Verhältnis zwischen Juden und Deutschen, zwischen Israel und der Bundesrepublik umgeben ist. Aber mit Schweigen und dem bequemen Vertrauen darauf, daß die Zeitläufte schon alles zum Besten regeln werden, ist es nicht getan, zumal dann nicht, wenn Deutsche und Juden als gleiche Bürger in einem Lande zusammenleben sollen. Denn woran soll sich jene Generation orientieren, die jetzt heranwächst und der die Judenprogrome vorerst nur ein historisches Faktum bedeuten? Was alles werden sie unreflektiert an Vorurteilen, Verdrehungen und dumpfer Gedankenlosigkeit übernehmen, wenn nicht ausgesprochen und diskutiert wird, was geschehen ist, und welche Konsequenzen sich daraus für die Zukunft ergeben?

Die erstmalige Zusammenkunft einer größeren Zahl deutscher und israelischer Studenten in der Bundesrepublik (aber auch jüdischer Studenten, die nicht Israelis sind), die — vom Bund Demokratischer Studentenvereinigungen vorbereitet — vor einiger Zeit an einem Ort in der Schwäbischen Alb stattfand, hat diese Probleme allen Teilnehmern deutlich vor Augen geführt. Bei den israelischen Teilnehmern handelte es sich in der Regel um Studenten, die in Israel bereits einen akademischen Grad erworben haben, dann aber vom israelischen Staat zur weiteren Spezialisierung auf westeuropäische Hochschulen geschickt worden sind. Die Zahl der Bedenken, die es sowohl bei den offiziellen Stellen als auch bei vielen der Eingeladenen zu überwinden galt, übersteigt jede Vorstellung. Wohl konnte schließlich die Unterstützung deutscher und israelischer Behörden und anderer Organisationen gewonnen werden, doch zeugen viele Einladungen, die höflich abgelehnt, viele Briefe, die niemals beantwortet wurden, viele wohlgemeinte und manche nicht wohlgemeinte Ratschläge, das Treffen noch nicht jetzt zu versuchen, sondern noch einige Jahre zu warten, davon, wie sehr das ungeklärte offizielle Verhältnis zwischen der Bundesrepublik und Israel jede private Initiative beeinträchtigt.

Das gilt auch für junge Menschen, von deren Zusammenkünften gern stereotyp behauptet wird, daß sie in aller Offenheit und Unbefangenheit vor sich gegangen seien. Doch zögernd nur benutzt man diese Attribute, mißt man das Resultat des Treffens, das hier als Beispiel dient, an den Hoffnungen, die ihm zugrunde lagen. Es gab keine Miß-

helligkeiten oder böartige Zusammenstöße. Doch riesengroß liegt, gesteht man es sich nur ein, auch auf Gesprächen zwischen jungen Deutschen und jungen Juden der Schatten der Vergangenheit, der gerade dann um so bedrückender sein kann, wenn sich junge Deutsche und junge Juden für die Ereignisse der Vergangenheit nicht unmittelbar verantwortlich wissen und doch an ihnen tragen. Wird bei Älteren das Gespräch, etwa über Schuld und Wiedergutmachung, oftmals von Vorurteil, Agression, persönlicher Feigheit oder Opportunismus bestimmt — so viele Höflichkeiten man einander auch sagen mag —, so ist das gleiche Gespräch unter Jüngeren von Hilflosigkeit und Verlegenheit beherrscht. Hilflosigkeit und Verlegenheit aber zeigen an, daß die Last der Vergangenheit noch nicht abgetragen ist. Solange das



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

Gespräch unter den Älteren, und zwar auf beiden Seiten, stagniert oder überhaupt nicht begonnen wird, werden auch die Jüngeren, denen daran liegt, die Last abzutragen, einander unsicher gegenüberstehen. So zu tun, als hätten sie vergessen oder als handele es sich um Ereignisse, die bereits der Geschichte angehörten, gelingt auch ihnen nicht.

Daß sich diese Last indessen nicht nur durch das Gespräch, so notwendig es ist, erleichtern läßt, ist eine andere Lehre des Treffens. Die theoretische Erörterung wird die Schuld nicht tilgen und nicht vergessen machen. Verständlich genug, wenn emphatische Schuldbekennnisse den jüdischen Gesprächspartner nur in Verlegenheit versetzen. Soll er sein Gegenüber loben oder aufrichten? Das ist nicht seine Aufgabe, und es würde weder ihm noch seinem Gegenüber helfen. So wird es sowohl des Gesprächs als auch langer und geduldiger Übung im Zusammenleben, wird es des täglichen, praktischen Beweises auf beiden Seiten bedürfen, um die Schatten der Vergangenheit schließlich aufzuheben. Den Deutschen steht es an, mit beidem zu beginnen.

C. Ch. K.

Bulgarien — Zünglein an der Waage?

(Fortsetzung von Seite 4)

fand ihren Ausdruck im Protokoll von Bled, in dem diese beiden Führer die Umriss eines Planes für eine Balkanföderation niederlegten. Dabei sah Titos Konzeption eine Föderation von acht Teilstaaten vor: Serbien, Kroatien, Slowenien, Herzogowina, Montenegro, Mazedonien und Bulgarien. Eine Konstruktion, die die Liquidation der bisherigen Staatengebilde und die absolute Vorherrschaft Titos bedeutet hätte. Dimitroff dagegen hatte ein Modell, nach dem Serbien, Kroatien, Mazedonien, Bulgarien und Griechenland sich zusammenschließen sollten, um den Stützpunkt eines großen baltisch-balkanischen Staatenbundes zu werden, der von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichen sollte. Stalin und Molotow machten die Gespräche der beiden balkanischen Kommunistenführer zunichte, indem sie den mächtigeren vor die Tür setzten, den weniger mächtigen Dimitroff zum Verzicht zwangen. Tito wurde aus der Kominform ausgeschlossen und die Verhältnisse auf dem Balkan blieben die alten, getreu dem Grundsatz, daß man immer dann am besten Macht ausüben könne, wenn man die abhängigen Staaten gegeneinander aufstachelte.

Der XX. Parteitag der KPdSU leitete hier einen graduellen Wandel ein. Im Zeichen der Entstalinisierung wurde ein Widersacher Titos nach dem anderen aus den Partei- und Staatspositionen der Ostblockländer entfernt, Bulgarien machte darin den Anfang, als es im April 1956 den damaligen Ministerpräsidenten und ergebenen Satrapen Stalins im Lande, Vulko Tschewenkoff, seiner Ämter enthob. Grundsätzliche Bedeutung konnte dieser Vorgang aber deswegen nicht haben, weil der inkriminierte ehemalige Ministerpräsident als stellvertretender Ministerpräsident weiterhin im Ministerrat verblieb. Für geraume Zeit war die „weiche Welle“ der Entstalinisierung zu einem Stillstand gekommen. Zwar rehabilitierte man noch den führenden Titoisten Tschraitsch und den gehängten Kostoff post mortem, aber bis zum heutigen Tage hat in Bulgarien der längst überfällige Parteikongreß noch nicht stattgefunden, und nur er könnte die Entwicklung zum Abschluß bringen. Weil man den Kongreß bisher immer wieder vertagt hat, konnte auch bis jetzt das jugoslawisch-bulgarische Verhältnis nicht geklärt werden.

Es gibt eigentlich keine strukturellen Hemmnisse für eine intensive jugoslawisch-bulgarische Freundschaft, mit Ausnahme der mazedonischen Nationalitätenfrage. Nach meinen Eindrücken während meiner Bulgarienreise würde die Intelligenz, das Bauerntum und die Armee ohne weiteres einer solchen Freundschaft zustimmen. Bleibt also die Frage der Hegemonie offen. Sie scheint der eigentliche Grund der letzten Streitigkeiten zu sein, die dem jüngsten Besuch einer bulgarischen Parlamentsdelegation in Belgrad den Erfolg versagten. Sollte sich Bulgarien wieder zu dem alten Dimitroff-Modell einer baltisch-balkanischen Föderation unter Einschluß des kapitalistischen und monarchistischen Griechenlands bekennen, würde dies unter allen Umständen die Rolle Titos beeinträchtigen und bei seiner erklärten Neigung für persönliches Prestige ein ernstes Hindernis darstellen. Im Gegensatz zu dem glänzenden Staatsbesuch Titos beim griechischen Königspaar auf Korfu hat Bulgarien in den vergangenen Monaten in sachlicher und nüchterner Form seine Grenzprobleme mit Griechenland bereinigt und scheint deswegen eher auf Verständnis in Athen zu stoßen als der jugoslawische Nachbar. Trotz all dieser Schwierigkeiten kann man in nächster Zeit mit einem allgemeinen Interessensausgleich auf dem Balkan rechnen. Vorläufig jedoch, das beweist Titos Blitzbesuch auf der Krim, steht die Entwicklung noch unter der Kontrolle der Sowjetunion und diese scheint eher geneigt zu sein, sie zu verhindern oder mindestens zu bremsen. Das bedeutet nicht unbedingt, daß wir vor Überraschungen sicher sind.

W. I. W.

Deutschlandnachrichten

Nach Errichtung einer zweiten Professur für Betriebswirtschaftslehre und Genehmigung der Prüfungsordnung für Diplom-Kaufleute durch das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus kann nunmehr an der Universität Würzburg außer der Diplom-Prüfung für Volkswirte auch das Diplom-Examen für Kaufleute abgelegt werden. An speziellen Betriebslehren sind zunächst Industrie-, Handels- und Bankbetriebslehre vertreten.

Studenten fordern politische Ausbildung

Die Fachgruppe Philosophie des Verbandes Deutscher Studentenschaften hat die Ministerpräsidenten und Kultusminister der Länder aufgefordert, an den Universitäten und Hochschulen Lehrstühle für politische Wissenschaft zu errichten. Die Fachgruppe bezeichnet das als dringend notwendig, damit den Schulen künftig Lehrer zur Verfügung stehen, die zur staatsbürgerlichen Erziehung nicht nur bereit, sondern dieser Aufgabe sachlich auch gewachsen sind.

Delegiertenkonferenz in Berlin

Der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) führt in der Zeit vom 12. bis 15. November 1956 in Berlin seine 32. ordentliche Delegiertenkonferenz durch. Er folgt damit dem Beschluß seiner Mitgliederversammlung, jährlich einmal das beschließende Organ der westdeutschen und Westberliner Studentenschaft in der alten Hauptstadt Deutschlands zusammenzurufen. Die Konferenz wird sich neben der reinen Arbeitsbesprechung erneut mit der Frage nach den politischen Aufgaben des Verbandes zu befassen haben. Zahlreiche studentische Vertreter ausländischer Nationalverbände haben die Einladung des Verbandes Deutscher Studentenschaften bereits angenommen. In der Überzeugung, daß die besondere Situation Berlins geeignet ist, einen Eindruck von der Spaltung Deutschlands zu vermitteln, hofft der Verband Deutscher Studentenschaften, das Verständnis für die Probleme der westdeutschen Studentenschaft im Ausland weiter zu vertiefen.

Photocopies, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Sie photocopie Gesellschaft WESTENDSTR. 47, Tel. 77641

Millionenbetrag für Studentenförderung

Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, wird die Bundesregierung im kommenden Haushaltsjahr mit größter Wahrscheinlichkeit einen Millionenbetrag für die Durchführung des sogenannten Honnefer Förderungsmodells bewilligen. Bei der Vergebung der zur Verfügung stehenden Mittel sollen jedoch nur solche Hochschulen berücksichtigt werden, an denen der im Honnefer Modell entwickelte Verteilungsplan inzwischen verwirklicht werden konnte. Die in weiten Kreisen wachsende Aufgeschlossenheit gegenüber den Problemen der Studentenförderung dürfte auch in der allgemeinen Tendenz der Länder festzustellen sein, die Mittel für die Studentenförderung beträchtlich zu erhöhen.

British Council Stipendien für das Akademische Jahr 1957/58

Der British Council gewährt deutschen Hochschullehrern und Forschern sowie Studenten im letzten oder vorletzten Semester

für das Akademische Jahr 1957/58 eine beschränkte Anzahl von Stipendien zu Studien- oder Forschungszwecken an britischen Universitäten oder hochschulangeschlossenen Lehr- und Forschungsanstalten. Stipendiaten können während der Dauer ihres Stipendiums ihren individuellen Studien oder Forschungsarbeiten nachgehen. In der Regel werden die Stipendien für 10 Monate, vom Oktober 1957 bis Juli 1958 einschließlich, erteilt. Unter gewissen Umständen sind Stipendien für längere Zeitabschnitte möglich. Alle Anfragen sind zu richten an: BRITISH EM-BASSY, Cultural Department (Universities Section), Bad Godesberg, Karl-Finkelnburg-Straße 19.

Das Wissen des 20. Jahrhunderts im Taschenbuch mit enzyklopädischem Stichwort

rowohlts deutsche enzyklopädie

Herausgeber Prof. Ernesto Grassi

Jeder Band DM 1,90

Hans Sedlmayr, Die Revolution der modernen Kunst / Helmut Schelsky, Soziologie der Sexualität / Günter Schmolders, Konjunkturen und Krisen / Werner Kemper, Der Traum und seine Bedeutung / Franz Altheim, Reich gegen Mitternacht / J. Robert Oppenheimer, Wissenschaft und allgemeines Denken / Ruth Benedict, Urformen der Kultur / Werner Heisenberg, Das Naturbild der heutigen Physik / Geoffrey Gorer, Die Amerikaner / José Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen / Lawrence S. Kubie, Psychoanalyse ohne Geheimnis / Albert Einstein - Leopold Infeld, Die Evolution der Physik / Jakob v. Uexküll - Georg Krizsat, Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen — Bedeutungslehre / Ludwig Marcuse, Sigmund Freud / Walter F. Otto, Theoponia — Der Geist der altgriechischen Religion / Louis Baudin, Der sozialistische Staat der Inka / Hans Jürgen Eysenck, Wege und Abwege der Psychologie / S. Giedion, Architektur und Gemeinschaft / Walter Hess, Dokumente zum Verständnis der modernen Malerei / Johan Huizinga, Homo Ludens / August F. Thienemann, Leben und Umwelt / Margret Boveri, Der Verrat im XX. Jahrhundert (Für und gegen die Nation): Das sichtbare Geschehen / Margret Boveri, Der Verrat im XX. Jahrhundert: Das unsichtbare Geschehen / Hugo Friedrich, Die Struktur der modernen Lyrik / Joseph Bidez, Kaiser Julian — Der Untergang der heidnischen Welt

Die Reihe wird fortgesetzt

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung. Einen ausführlichen Prospekt verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG HAMBURG 13

Kleiner Chemiekatalog

Aller Anfang ist schwer, auch der eines Chemiestudiums. Nicht die geringste Schwierigkeit für den Neuling ist dabei die Auswahl eines notwendigerweise meist kleinen, aber optimalen Bestandes an Fachliteratur. Als Hilfeleistung sollen deshalb hier die Charakteristika einiger wichtiger Bücher gegeben werden, wobei keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit dieses Katalogs erhoben werden kann oder auch nur soll.

Als Elementarbuch des Novizen in den chemischen Instituten hat sich bis heute das Lehrbuch der anorganischen Chemie von Holleman in der Bearbeitung von Wiberg erhalten können. Obwohl es bereits vor nunmehr fast 60 Jahren zum ersten Male aufgelegt wurde, ist dank seiner dauernden sorgfältigen und umsichtigen Überarbeitung und relativ anspruchsvollen Zielsetzung eines der empfehlenswertesten Lehrbücher geblieben. Die Fülle an stofflichen Daten, verquickt mit theoretischen Kapiteln und technologischen Beispielen, zeugt von einem außerordentlich fleißigen Buch und setzt — bewußt — bei seinem Benutzer einen erheblichen Lernwillen voraus.

Eine elegantere, wenn vielleicht auch teilweise umstrittene Methode wird in der soeben erschienenen — von Helfferich übersetzten — deutschen Ausgabe der „General Chemistry“ von Nobelpreisträger Linus Pauling angewendet. Er geht von der These aus, daß die Erkenntnisse der theoretischen Chemie in gleichem Maße für alle Zweige der Chemie gültig sind und daß es daher gilt, den Studenten zunächst mit allgemeinen theoretischen Kenntnissen — und zwar ohne Scheu mit den modernsten — zu versehen, ohne ihn mit Einzelwissen zu belasten. Er schaltet damit von vornherein die Gefahr aus, daß man „den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht“. D. h. er steckt zunächst in bestechend übersichtlicher Manier das Areal ab, in dem nachher Einzelnes reichlich und sinnvoll eingelagert werden kann.

Daneben ist das Buch in einer derart erquickend einfachen Sprache geschrieben, daß es leicht zu lesen ist. Gewiß, es besteht bei „spannend“ zu lesenden Fachbüchern immer der Verdacht, daß es sich um Pseudowissenschaft handelt. Aber es scheint, als ob hier der Beweis geliefert wäre, daß der Verdacht sich nicht immer bewahrheiten muß. Im Gegenteil, Pauling unterläßt es nie, immer und immer wieder auf die Tiefen, Grenzen und geisteswissenschaftlichen Bezüge der Naturwissenschaften hinzuweisen, wodurch das Vertrauen des Lesers gefestigt wird.

Am Ende jeden Kapitels finden sich zahlreiche Übungsaufgaben. Sie haben nichts gemein mit den Repetitorien, die sich am Ende mancher Bücher zum Einpaucken finden, sondern hier wird dem Leser fast in jeder Aufgabe in persönlicher Anrede ein selbständig zu überdenkendes Problem gestellt. Diese Art gibt dem Studenten das Gefühl, als säße er in einem Colloquium oder Seminar seinem Professor im Zwiegespräch gegenüber. Und wer vermisst das bei dem heutigen unpersönlichen Lehrbetrieb nicht.

Im ganzen ein gutes Buch. Nicht besser als der Hollemann, aber anders. Man wird sich je nach der persönlichen Mentalität entscheiden müssen.

Ein weiteres in der Darstellungsweise ebenfalls recht originelles Büchlein befaßt sich mit dem zentralen Problem der chemischen Bindung. Der Chemiestudent wurde bislang bei der Erläuterung der diversen Bindungsphänomene solange mit korpuskularen Modellen abgespeist bis er im Fortgeschrittenstadium urplötzlich vor der Notwendigkeit abstrakter wellenmechanischer Betrachtungsweise stand. Als Prophylaxe gegen die Schäden dieses dialektischen Bruches hat der Verfasser hier den Versuch unternommen die chemische Bindung schon auf elementarer Stufe mittels ondulatorischer Modelle und in konsequenter Hinfüh-

rung auf die Feldtheorie zu erklären, wodurch der Übergang zu anspruchsvolleren Studien dem Studenten leichter gemacht werden dürfte.

Noch ein anderes bringt diese Schrift dankenswert mit sich, sie weist den Lernenden darauf hin, daß keine Theorie absoluten Wahrheitsgehalt für sich in Anspruch nehmen kann, und fördert damit erkenntnistheoretische Gedanken.

„Die chemische Affinität“ von E. Wiberg weist ebenfalls die Feder des pädagogisch stark engagierten Hochschullehrers aus. Dieser Autor will die Schrecken des „laborierenden“ Chemiejüngers vor der abstrakten thermodynamischen Methodik durch eine nahezu liebevolle Rationalisierung der anfallenden Symbole und Konkretisierung der Begriffe ausräumen. So führt er, um nur zwei Beispiele zu nennen, an der Statt des Gibbs'schen ein eingängigeres chemisches Potential ein und stellt die allseits nebulös gesehene Entropie als anschaulichen Kapazitätsfaktor der thermischen Energie dar.

Es liegt auf der Hand, daß die Chemie im Sinne der alten Probier- und Experimentierkunst von der theoretischen und physikalischen Chemie mehr und mehr auf die Plätze verwiesen wird. Der Chemiker von heute muß nicht nur destillieren, sondern auch rechnen können. Deshalb sei hier auf die bewährte „Einführung in die höhere Mathematik“ von E. Asmus verwiesen, in dem sich vom Funktionsbegriff bis zur Integration des unvollständigen Differentials an mathematischem Handwerkszeug alles findet, was man haben möchte oder muß. Schon der

Untertitel „Ein Hilfsbuch für Chemiker“ deutet darauf, daß der Verfasser die Materie durch Anwendung von Beispielen aus der Chemie schmackhaft zu machen versucht hat.

Das ganze neue Rechenbuch von H. Fromherz verkörpert den nächsten Schritt in der mathematischen Vervollkommnung des Chemikers. Es befaßt sich nicht mehr mit dem Rüstzeug, sondern mit der rednerischen Bewältigung physiko-chemischer Probleme in Wissenschaft und Technik. An Hand einer Fülle von numerisch durchgerechneten Aufgaben wird hier gute Gelegenheit gegeben, Erlerntes für die Praxis einzüben und anzuwenden. Das Erscheinen dieses Buches muß um so mehr begrüßt werden, als dem Studenten nur an wenigen Universitäten Gelegenheit gegeben ist, Gleiches in dafür eingerichteten Übungen zu tun.

In keiner Chemikerbibliothek — und sei sie noch so klein — darf der Küster-Thiel fehlen. Dieses Tabellenbuch, daß nun schon in der 73. Auflage erschienen ist, erweist sich in der Laborpraxis als ebenso wichtig wie der Bunsenbrenner und es bedarf keiner weiteren Anpreisung. Zu erwähnen ist vielleicht, daß der alte Leinwandband einem „laborfähigen“ Kunstlederband endlich gewichen ist.

Hollman—Wiberg, Lehrbuch der anorganischen Chemie. Walter de Gruyter. 37.—39. Auflage, 696 Seiten, 28.— DM.

Linus Pauling, Chemie — eine Einführung. Verlag Chemie, Weinheim. 624 Seiten, 32.— DM.

H. Hartmann, Die chemische Bindung. Springer-Verlag, Heidelberg. 105 Seiten, 9,80 DM.

E. Wiberg, Die chemische Affinität. Walter de Gruyter, Berlin. 254 Seiten, 24.— DM.

E. Asmus, Einführung in die höhere Mathematik. Walter de Gruyter, Berlin. 400 Seiten, 22.— DM.

H. Fromherz, Physikalisch-chemisches Rechnen in Wissenschaft und Technik. Verlag Chemie, Weinheim. 316 Seiten, 32,50 DM.

Küster—Thiel—Fischbeck, Logarithmische Rechentafeln. Walter de Gruyter, Berlin. 302 Seiten, 16,80 DM.

Offene Geheimtüren bei Kafka

Wie schreibt man ein neues Buch über Franz Kafka? In einer kleinen privaten Biographie habe ich über 1100 Bücher und Aufsätze vermerkt — und jeder philologische Vollständigkeitstrieb muß verzweifeln. Wie macht man das also? Norbert Fürst hat da eine neue Methode gefunden: Er las, aus Langeweile vielleicht, Kafka von hinten. Fünfmal nur, Gott sei Dank: „Forschungen eines Hundes“, „Das Schloß“, „Der Prozeß“, „Amerika“ und den Band „Ein Hungerkünstler“.

Das Ganze bleibt trotz des selbstbewußten Tones ein fragwürdiges Unternehmen, denn vier der interpretierten Werke sind immerhin Fragmente, die in drei Fällen die von Fürst benutzte Aufhängevorrichtung des Schlusses gar nicht besitzen.

Und dann: Zum xtenmal wird hier an einer „verstandesnüchternen Dechiffrierung“ herumprobiert. (Der Waszettel des Verlages mißverstehst das, wenn er meint, „noch niemals ist über Kafka so frisch, unpräzise und leichtverständlich geschrieben worden“.) Das geht dann — beim „Schloß“ — folgendermaßen aus: „Der Forscher im katholischen Herrenhof“, „Das Forschen in der Judengasse“, „Die Vorstöße vom protestantisch-bürgerlichen Brückenkopf“. Mit diesen Kapitelüberschriften nicht genug — im Text wird weiter fröhlich „enthüllt“: Wirtin = Äbtissin; die Andenken der Brückenhofwirtin an Klamm (Umhängetuch, Häubchen, Fotografie) = Bäffchen, Baret und Talar; ihre drei Rendezvous = Luther, Calvin und Zwingli; Pepi = Nonne; Nacht-

verhöre = „Beichtgebräuche“; Schloßkanzleien = „Zeremonial feierlicher Hochämter“; Gehilfen = „alberne Doppelheit“. Genug damit und zum letzteren: In Franz Baermannsteiners Nachlaß findet sich eine ausgezeichnete Arbeit über die Doppelgestalten bei Kafka. Lassen wir also Herrn Fürst bei seiner albernen Doppelheit.

Zum Übrigen: Über die Hintergründe des Schloßromans liegen einige Arbeiten vor. (Besonders von Max Brod. Wenn man ihn doch hie und da auch läse, statt ständig über seine immerhin aus persönlicher Kenntnis entstandenen Arbeiten



zu mäkeln.) Sie weisen aus, daß, wie bei den meisten Werken Kafkas, der Vorwurf rein personaler Art ist. Die „Babička“ der Nemčova spielt eine gewisse Rolle, besonders aber sein Verhältnis zu Milena und Ernst Pollak. Der Herrenhof hat mit Katholizismus gar nichts zu tun, sondern war ein Café in Wien, in dem Pollak verkehrte. Der Name Klamm wurde wohl als Korrelat zu Ernst gewählt, wie auch die Stelle in den Briefen an Milena (Seite 57) ausweist. Den Namen Momus hat Kafka sicher nicht aus der griechischen Mythologie entnommen, er war vielmehr das Pseudonym eines Kritikers der „Schaubühne“, die der Dichter häufig las, schon wegen der Arbeiten von Walser und Brod.

Und schließlich: Parabeln oder Allegorien (Fürst benutzt beide termini wild nebeneinander) sind Kafkas Werke nicht und auch die eben angedeuteten biographischen Hintergründe führen nicht weit. Clemens Heselhaus (DVJ XXVI, 3) hat die Bezeichnung „Antimärchen“ vorgeschlagen. Besser wäre vielleicht noch: Träume aufzulösen ist zwar Sache der Psychoanalyse, führt aber (den Versuch machten Charles Neider, Hellmuth Kaiser und andere) bei Kafka zu nichts. Gleichheitszeichen, Schlüssel und überraschende Auflösungen müssen an den Werken Kafkas versagen. Dichtung ist kein Kreuzworträtsel. Klaus Wagenbach

Norbert Fürst, Die offenen Geheimtüren Franz Kafkas. Fünf Allegorien. Heidelberg (Wolfgang Rothe Verlag), 1956. 86 Seiten, 4,80 DM.

Wirtschafts-Lexikon

Kaum ein Vierteljahr nach Erscheinen des 1. Teiles liegt bereits der 2. Band von Dr. Gabler's Wirtschafts-Lexikon vor. Das Wirtschafts-Lexikon gibt Auskunft über 15 000 Begriffe aus dem gesamten Bereich des Wirtschaftslebens. Knapp und präzise gehaltene Erläuterungen erklären die Fachausdrücke des täglichen Gebrauchs. Eingehendere, straff gegliederte Spezialabhandlungen von teilweise beachtlichem theoretischen Gehalt bemühen sich darüber hinaus um die Verdeutlichung von Begriffen grundsätzlicher Natur. So bietet das Wirtschafts-Lexikon neben der bloßen Begriffsbestimmung eine brauchbare Einführung in die Probleme der Betriebswirtschaft, ihrer funktionalen Gliederung und branchenmäßigen Verschiedenheit. Es nimmt ausführlich Stellung zu steuerlichen und wirtschaftsrechtlichen Fragen und vermittelt praktische Kenntnisse in vielen kaufmännischen Dingen. Besonders zu begrüßen ist das hohe Maß an Aktualität. Vernachlässigt jedoch bleibt der volkswirtschaftliche Problemkreis, was wohl in der betont betriebswirtschaftlichen Ausrichtung des für die Herausgabe des Wirtschafts-Lexikons verantwortlich zeichnenden Verlages begründet liegt.

Mit dem Wirtschafts-Lexikon ist dem Studierenden der Wirtschaftswissenschaften ein gutes Hilfsmittel für das bessere Verstehen der Vorlesungen und Fachliteratur, wie auch für ein schnelles Hineinfinden in die Praxis an die Hand gegeben. Er sollte sich andererseits aber auch vor der durch ausschließliche Benutzung dieses Werkes gegebenen Gefahr der Vereinfachung hüten. Peter Götz

Herausgegeben von R. und H. Sellien unter Mitwirkung von führenden Fachleuten aus Wirtschaftswissenschaft und -praxis, 1. Band A—K, 2. Band L—Z mit je 875 Seiten (1750 Spalten) im Lexikonformat. Preis je Band: Ganzleinen 49,— DM, Halbleinen 56,— DM. Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden.

Studierende

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnten zum monatlichen
Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung
für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN, An der Bockenheimer Warte

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN

FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

Herbert Toth-Sonns, Frankfurt a. M., Schumannstraße 51
S. D. Udo Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg,
Kreuzwertheim
Dr. jur. Paul Beyer, Deutscher Industrie- und Handelstag, Bonn,
Markt 26/32
Rechtsanwalt Dr. Georg Kappus, Offenbach a. M.,
Frankfurter Straße 106
Albert Kossmann, Mitinh. des Bankh. Bass & Herz,
Frankfurt a. M., Forsthausstraße 53
Heinrich Miltenberger, Frankfurt a. M., Steinweg 9
Herbert Gömöri, Frankfurt a. M., Wiesenhüttenplatz 32
Dr. Georg von Opel, Frankfurt a. M., Mainzer Landstraße 330
Dr. Walter Torn, München 3, Lenbachplatz 2
Carl Zuckmayer, c/o Frau H. Jacobowski, Darmstadt, Ohlystr. 33
S. Durchlaucht Paul Alfons Fürst von Metternich-Winneburg,
Schloß Johannisberg/Rhg.
Rechtsanwalt und Notar Ferdinand de la Fontaine,
Frankfurt a. M., Kurhessenstraße 63
Direktor Walter P. Hrdina, Frankfurt a. M., Mörikestraße 14
Dr. Franz Waldemar Frech, Frankfurt a. M., Mainzer Landstr. 15
Dr. Walter Pohl, Frankfurt a. M., Böcklinstraße 7
Direktor Erich Scheeff, Frankfurt a. M., Friedensstraße 8
Dipl.-Kfm. Dr. Ernst Wüster, Frankfurt a. M.,
Bockenheimer Landstraße 83
Direktor Hermann T. Wolf, Hapag-Lloyd-Reisebüro,
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 14
Dipl.-Ing. Ludwig Altvater, Frankfurt a. M., Schumannstraße 20
Hanny Wickel, Kronberg/Taunus, Guaitastraße 15
Direktor Dr. O. G. Pirkham, Frankfurt a. M.,
Georg-Speyer-Straße 33
Dr. Erwin Meyer, Vizepräs. d. Bundesrechnungshofes,
Frankfurt a. M., Tiroler Straße 49
Direktor Eugen Wörner, Frankfurt a. M., Gartenstraße 98
Rechtsanwalt und Notar Hans-Gerhard Knitter, Frankfurt a. M.,
Schaumainkai 45
Professor Dr. Otto Veit, Frankfurt a. M., Senckenberganlage 27
Direktor Gerhard Polfers, Frankfurt a. M., Frauenlobstraße 46
Direktor Dr. Paul Krebs, Frankfurt a. M., Cronstettenstraße 13
Dr. med. Eberhard de Bary, Frankfurt a. M., Guilletstraße 19
Professor Dr. Paul Kirn, Frankfurt a. M., Beethovenstraße 64
Landrat a. D. Dr. August Loos, Kelkheim/Ts., Wiesenstraße 49
Generaldirektor Dr. Gustav Harting, Fulda, Elisabethenstraße 20
Zoodirektor i. R. Dr. Kurt Priemel, Frankfurt a. M.,
Im Trierischen Hof 8
Dipl.-Kfm. C. F. Schmidt, Steinberg, Post Offenbach a. M.,
Waldstraße 18

Professor Karl Jaspers, Basel/Schweiz, Austraße 126
Rechtsanwalt Dr. Alfred Karpf, München, Königinstraße 37
Generaldirektor Dr. Hans C. Boden, Frankfurt a. M.,
AEG-Hochhaus (Süd)
Direktor Rudi Mehl, Frankfurt a. M., Cronstettenstraße 3
Generaldirektor Ernst Hagemeier, Frankfurt a. M.,
Frauenlobstraße 47
Dipl.-Ing. Ernst Nelhiebel, Vors. d. Vorst. d. Deutscher Lloyd
Vers.-AG., München, Karlstraße 10
Direktor Hermann Koenigs, Frankfurt a. M., Holzhausenstr. 11
Direktor Hermann Kübel, Frankfurt a. M., Hans-Sachs-Straße 1
Direktor Heinz Osterwind, Frankfurt a. M.-Niederrad,
Buchenrodestraße 20
Prof. Dr. Dr. Carl Lautenschläger, Karlsruhe,
Ludwig-Marum-Straße 20
Ministerialdir. i. R. Dr. Kurt Magnus, Wiesbaden, Irenenstraße 4
Eugen Helfrich, Rechtsanwalt und Notar, Frankfurt a. M.,
Neue Mainzer Straße 31

Firmen:

Firma Piepmayer & Oppenhorst, z. Hd. v. Herrn Dir. Edmund
Haage, Frankfurt a. M., Nekarstraße 11
Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., Hochstraße 31
Deutsche Automobil-Schutz, Vers. AG., D. A. S., München 22,
Prinzregentenstraße 14
Bank für Gemeinwirtschaft AG., Frankfurt a. M.,
Mainzer Landstraße 10/12
Magdeburger Feuerversicherungs-Ges. und Magdeburger Ver-
sicherungsgruppe, Fulda, Heinrich-von-Bibra-Platz
Arnold Becker & Co GmbH., Frankfurt a. M., Weserstr. 43—49
Otto Glöckler, Automobil-Verkaufs-GmbH., Frankfurt a. M.,
Darmstädter Landstraße 168
Gummiwerk Odenwald GmbH., Frankfurt a. M., Kaiserstraße 33
Assicurazioni Generali-Trieste, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 56
Schramm Lack- und Farbenfabriken AG., Offenbach a. M.,
Mühlheimer Straße 164
Treuhand-Vereinigung Akt. Ges., Frankfurt a. M., Wöhlerstr. 8
Bankhaus Bass & Herz, Frankfurt a. M., Neue Mainzer Straße 26
Bankdirektor Dr. Martin Geissler, p. a. Commerz- u. Credit-
Bank AG., Frankfurt a. M., Neue Mainzer Straße 32—36

Neue Förderer:

Beschaffungsgesellschaft für Hotel- und Gaststättenbedarf mbH.,
Frankfurt a. M., Weißfrauenstraße 14—16
Bayerische Vereinsbank, München, Kardinal-Faulhaber-Straße 14,
z. H. v. Herrn Baron Tucher

Generationenkrise?

Diese Zeilen sollen keine Fürsprache für den DISKUS sein. Es kann hier nicht der Versuch einer Apologie gemacht werden für eine Schuld, deren geringster Teil bei uns liegt.

Gewiß, wir erwarten Kritik und sind bereit, uns zu rechtfertigen. Eine Zeitung, nur von Studenten gemacht, wird allein deswegen schon auf Widerspruch stoßen. Die Meinung des einen verdammt vielleicht Werte, die dem anderen teuer sind. Ein Dritter erschrickt vielleicht durch den „Avantgardismus“ in unseren Zeilen. Allzu gängige politische Ansichten werden von uns angezweifelt, langgehegte Wohnheiten in Frage gestellt. Das Feuilleton erscheint verwirrt.

Wir können uns denken, daß manchem unsere Aussagen unverständlich erscheinen, nicht gekannt, unausgegoren, unbedeutend, ja unehrlich. So viele Menschen, so viele Meinungen!

Wenn unser Erzeugnis so in Frage gestellt wird, können und müssen wir erwidern, daß eine Zeitung junger Menschen eben dieselben widerspiegelt, eine Jugend, die in hastiger Zeit heranwächst; deren Lebenseindrücke durch die Flut der auf sie einströmenden Ereignisse nur flüchtig sein können. Natürlich gibt es dabei krasse Akzente. Der schnelle Wechsel der Gegebenheiten macht unruhig und damit unsicher. So könnte man wenigstens argumentieren.

Wenn wir also eine Frage nach der Haltung des DISKUS mit dem Hinweis auf die Situation der heutigen Jugend in ihrer Zeit verantworten müssen, dann ist damit die Frage an uns, zu einer Frage nach dem Standort der jungen Generationen geworden.

Wenn Studenten etwas tun, das Unzufriedenheit auslöst, dann ist es notwendig, dem Grund der Unzufriedenheit nachzugehen. Gerade weil die Jugend ihre Meinung ungeschminkt sagt, erwartet sie Kritik, die nach unserem Ermessen sich tunlichst mit den

Ursachen und weniger mit ihren Auswirkungen beschäftigen sollte. Nur dann kann man die heilenden Kräfte mobilisieren. Das ist es, was wir Studenten erhoffen; und so würde unsere Arbeit einen besseren Sinn erhalten.

Wir glauben, daß unsere Aussagen, weil sie ehrlich sind, auch immer als legitimer Ausdruck unserer gesellschaftlichen Situation angesehen werden müssen. Wir müssen demnach immer wieder daran erinnern, daß nur die wirkliche Auseinandersetzung mit unserer Meinung, uns weiterhelfen kann. Nichts ist schlimmer als fehlende Kritik, da uns sonst der Beziehungspunkt fehlt.

Persönlichkeiten, deren Stimme Gewicht zugemessen wird, bleiben, um Beurteilung gebeten, stumm. Warum erhalten wir keine Antwort? Warum hören wir keine Kritik, sei sie nun gut oder schlecht! Es ist die Frage nach der Mitteilungsbereitschaft der älteren Generation.

Wenn sich die ältere Generation der Jugend verschließt, nimmt es dann wunder, daß sich diese verschlossen gibt? Niemand macht eine klare Aussage über das eigene Empfinden! Es ist sicherlich nicht vermessen, an dieser Stelle festzustellen, daß für uns eine Aussage in einer nicht approbierten Form das stärkste Bekenntnis ist, sich ganz der Kritik zu stellen.

Es erscheint, daß die ältere Generation zu sehr Gewohntes sucht und andererseits zu vorsichtig geworden ist. Mehrere politische Wechsel und die Umschichtung ideeller und materieller Werte haben unsere Eltern gezeichnet. Dies mag der Grund für die Zurückhaltung des einen sein, für den andern ist es die Hast, die Überlastung mit Tagesarbeit. Bei der Betrachtung dieses Zustandes können wir Studenten uns des Eindrucks nicht erwehren,

(Fortsetzung Seite F 2)

Orient-Institut Frankfurt am Main

27. Oktober 1956

Frau Erika de Bary

Zu den Tuareg im Hoggar (Zentral-Sahara)

(mit Farbdias und Lautaufnahmen)

17. November 1956

Fahrt nach Kreta, Mykene und Tiryns, den Vorkulturen der griechischen Antike

(mit Farbdias)

Referenten:

Fräulein Trude Boxheimer
Herr Gerhard Sticher

jeweils 18.00 Uhr im Hörsaal des Senckenberg-Museum
Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von
Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-
Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die
die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen
wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des In-
stituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben.
Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Vortragsveranstaltung der Akademie für Welthandel

Am Donnerstag, dem 1. Nov. 1956, 18.00 Uhr, spricht
der Vorsitzende des Dozenten-Kollegiums der Aka-
demie für Welthandel,

Herr Professor Dr. K. Hesse

im Festsaal des Gebäudes der Frankfurter Industrie-
und Handelskammer (Eingang Börsenplatz) über das
Thema:

Zwischen Kabul und Kairo

Bericht über eine wirtschaftliche Studienreise
nach Pakistan, Afghanistan, Iran
und in die Türkei 1956

Wir machen unsere Mitglieder auf die Veranstaltung,
die als Auftakt für das Wintersemester 1956/57 ge-
dacht ist, aufmerksam und würden uns freuen, wenn
unsere Mitglieder der Einladung der Akademie für
Welthandel Folge leisten würden
Eintrittsgebühr wird nicht erhoben.

Vortragsveranstaltung der

Vereinigung von Freunden und Förderern
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main e. V.

Am Freitag, dem 9. November 1956, 18.00 Uhr spricht
der Präsident der Deutschen Bundesbahn,

Herr Staatsminister a. D. Dr. Werner Hilpert

in der Aula der Johann Wolfgang Goethe-Universität,
Frankfurt a. M., Mertonstraße 17, über das Thema:

Die Probleme des Verkehrs in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Aufgaben der Deutschen Bundesbahn

Christliche Gesellschaft für Kultur e. V. Frankfurt am Main

PODIUMSGESPRÄCH

am Mittwoch, dem 16. November 1956, um 20.00 Uhr
im Volksbildungsheim, I. Stock
über das Thema

RECHT AUF WIDERSTAND

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

JOSEF HILFRICH

Wissenschaftliche Buchhandlung
Frankfurt/Main-West 13

→ jetzt wieder: ←

An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräffstraße) Telefon: 77 68 65

C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL
FRANKFURT A. M.
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 7 44 85

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt

Generationenkrise?

(Fortsetzung von Seite F 1)

daß zu wenige Menschen den Alltag meistern, um sich darüber hinaus dem zuzuwenden, was den vollen Einsatz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte wirklich lohnt. Wir meinen die Jugend, von der die Alten erwarten, daß sie ihre Errungenschaften übernimmt, daß sie ihre Ideale weiterträgt. Wir meinen besonders die Studierenden, die den „Problemnachwuchs“ darstellen. Nur, wenn die Jugend etwas von ihren Vordere empfängt, kann sie es weitertragen. Deshalb fragt sie und wartet auf Antwort.

In dieser Situation sehen wir die Jugend, sehen wir die Studenten. So sieht sich der Schreiber dieser an unsere Freunde und Förderer gerichteten Zeilen.

Sie verzeihen, daß aus der Frage nach dem Standpunkt des DISKUS eine Frage nach dem Verständnis für die junge Generation geworden ist. Aber nur so glauben wir, die richtige Antwort geben zu können, wenn wir gefragt werden, was die Jugend will. Die Studentenzeitung ist in besonderem Maße auf die Diskussion angewiesen, auf den Austausch zwischen dem Suchenden und dem Wissenden. Gerade der junge Schreiber sucht Resonanz. Jede Kritik, und sei sie auch negativ, ist förderlich. Nichts ist entmutigender als das Bewußtsein, die eigene Meinung umsonst geäußert zu haben. Wo stände unsere Wissenschaft, wenn sie nicht Kritik erfahren hätte, durch die sie zum Weitersuchen angeregt wurde. Was soll der DISKUS zum Beispiel, wenn er nicht durch fortwährende Kritik, durch Beifall oder Ablehnung, zu neuen Leistungen angeregt wird! Die Mitarbeiter des DISKUS hören wohl, daß ihre Arbeit Freunde oder Gegner gefunden hat, aber sie hören es erst auf Umwegen.

Es ist verschiedentlich gefragt worden, ob die Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität, deren Mitteilungsblatt der DISKUS ist, unsere Zeitung, überhaupt lesen. Es wurde schon mal ausgesprochen, daß die regelmäßige Zusendung als selbstverständlich empfunden wird, und wie alles Selbstverständliche kaum Aufmerksamkeit erhält.

Wenn Sie in diesen Tagen gefragt werden, welches Interesse Sie am DISKUS haben, dann wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie möglichst alle unser Blatt einiger Überlegung für Wert finden könnten und Ihre Meinung auch aussprechen würden.

Die Freunde und Förderer der Universität sollten auch die Freunde und Förderer des DISKUS werden. Durch eine kurze Nachricht, durch einige Zeilen einer Zuschrift oder in einem gelegentlichen Gespräch mögen sie uns ihre Meinung sagen. Es wäre für uns ein permanenter Ansporn für unsere Arbeit.

Wir bitten Sie, sich durch unsere Zeitung zum Austausch mit der jungen Generation anregen zu lassen, mit Ihrem Nachwuchs, um dessen Qualität Sie besorgt sind. Machen Sie unsere Besorgnisse über eine Generationenkrise unnötig.

Magnus Weber, Mitherausgeber des DISKUS

Das Wahlgericht der Johann Wolfgang Goethe-Universität hat entschieden, daß auf Grund der mangelnden Wahlbeteiligung bei den letzten beiden Wahlen zum Studentenparlament seit dem Wintersemester 1955/56 keine rechtmäßig gewählte Studentenvertretung mehr besteht.

Mit Verfügung vom 25. 7. 1956 hat seine Magnifizenz, der Rektor der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Magnus Weber, als letzten gesetzmäßig gewählten Präsidenten des Studentenparlaments,

Hermann Schmitt, als letzten gesetzmäßig gewählten Vorsitzenden des ASTA, und

Hanns Schreiner, als früheren Präsidenten des Studentenparlaments

mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Studentenvertretung, insbesondere des ASTA, beauftragt. Sie bilden den geschäftsführenden ASTA-Vorstand. Dieser ist insbesondere mit der Durchführung einer Neuwahl zu Studentenparlament beauftragt. Als Termine zur Vorbereitung und Durchführung der Wahl sind vorgesehen:

- 19. November — Studentenvollversammlung
- 23. oder 26. November — Fachschaftsversammlungen
- 28. 29. und 30. November — Wahltage.

Bambi

studio für Filmkunst

Biebergasse 7 Telefon 96707

MITGLIED DER „GILDE DEUTSCHER FILMKUNSTTHEATER“

Das einzige „Gilde-Theater Frankfurts“ zeigt in seinem täglichen Programm Werke internationaler Filmkunst in Originalfassung

Sie finden das tägliche Programm in allen Tageszeitungen
Vorstellungsbeginn: Tägl. 13.00, 15.30, 18.00, 20.30 Uhr

Studenten

erhalten montags bis freitags in den beiden ersten Vorstellungen Vergünstigung: DM 1,40 für alle Plätze

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenl. Landstr. 131
(nähest der Universität) Fernruf 775589

Hochschulnachrichten

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Herr Prof. Dr. Wilhelm Polligkeit erhielt die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt am Main.

Herr Prof. Dr. Hans-Jürgen Schlochauer wurde als deutsches Mitglied in den Internationalen Kongreß zum Studium der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl berufen.

Herr Prof. Dr. Hans Lewald, Basel, ist zum Honorarprofessor ernannt worden.

Medizinische Fakultät:

Herr Prof. Dr. Dr. Dr. Walter Artelt wurde zum ordentlichen Professor (ordentlicher Ordinarius) ernannt.

Herr Prof. Dr. Heinrich Flörcken erhielt durch den Magistrat der Stadt Frankfurt am Main die Ehrenplakette.

Herr Priv. Doz. Dr. Heinrich Lampen wurde zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Herr Priv. Doz. Dr. Alfred Gebauer wurde zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Herr Dr. Rolf Frowein erhielt die venia legendi für das Fach der Psychiatrie und Neurologie.

Philosophische Fakultät:

Herr Prof. Dr. Otto Vossler hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Heidelberg abgelehnt.

Herr Prof. Dr. Hans Skomodau wurde unter Berufung auf das Ordinariat für Romanische Philologie zum ordentlichen Professor ernannt.

Herr Prof. Dr. Carl Mennicke erhielt die Goetheplakette der Stadt Frankfurt am Main.

Ihr Friseur im Studentenhaus

Untergeschoß — Zimmer 12

Montag bis Freitag von 8 bis 18 Uhr

Samstag von 8 bis 17 Uhr

Dienstag von 8 bis 13 Uhr

Verkauf sämtl. Toilettenartikel - Preisgünstige Bedienung

Herr Prof. Dr. Erich von Richthofen hat einen Ruf auf eine Professur an der University of Alberta in Edmonton/Kanada erhalten.

Herr Dr. Ludwig von Friedeburg erhielt einen Lehrauftrag für „Empirische Sozialforschung und der Methodologie“.

Frau Dr. Helge Pross erhielt einen Lehrauftrag für „Dogmengeschichte und Systematik“.

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Herr Prof. Dr. Friedrich Hund hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Göttingen angenommen.

Herr Prof. Dr. Dr. Dr. Boris Rajewski nahm als Leiter der deutschen Delegation am 8. Internationalen Radiologenkongreß in Mexico teil. Für den 9. Internationalen Kongreß, der 1959 in Deutschland stattfindet, wurde Prof. Rajewski zum Präsidenten gewählt.

Herr Prof. Dr. Reinhold Baer, Professor an der University of Illinois, hat den Ruf auf das neugeschaffene Ordinariat für Mathematik an der Universität Frankfurt angenommen.

Frau Priv. Doz. Dr. Anneliese Krenzlin wurde die Bezeichnung außerplanmäßiger Professor verliehen.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Herr Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark hat den an ihn ergangenen Ruf auf einen Lehrstuhl an der Universität Basel abgelehnt.

Herr Dr. Karl Häuser erhielt die venia legendi für Wirtschaftliche Staatswissenschaften.

Herr Dr. Georg Bruns, Bad Homburg v. d. H., erhielt einen Lehrauftrag für das Gebiet „Effekten und Effekengeschäfte“.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

Mi., 7. 11., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Abendmahlsfeier zum Semesterbeginn.

So., 11. 11., 10 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Gottesdienst.

So., 18. 11., 10.30 Uhr, Aula der Universität: Semestereröffnungsgottesdienst.

Hochschulabende

Mi., 14. 11., 19.30 Uhr, Hörsaal „H“ der Universität: Prof. D. Gerhard v. Rad, Heidelberg: „Welterkenntnis und Schöpfungsglaube im alten Israel“.

Sonstige Veranstaltungen

Mo., 12. 11., 19.15 Uhr, Gr. Sitzungssaal (II. Stock des Studentenhauses): Einführungsabend für Neumatrikulierte mit Lichtbildervorführung und gesell. Beisammensein.



Gegründet: 1909

Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

PETER NAACHER

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)

mit seiner

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Neue Telefon-Nummer: 687644, 96641/43

für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.

Studienkataloge „Bücher für die juristische Ausbildung“ und „Wirtschaft und Steuern“ W.-Sem. 56/57 soeben erschienen

Antiquarische Studienliteratur zu günstigen Preisen vorrätig

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS

AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe
für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung
der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse

Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum
Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als
Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits
vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche
Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche
Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichs-
verfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung
in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien-
und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das
Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

Mo., 19. 11., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhauses: Seminar des
Studentenpfarrers: „Laiendogmatik nach der Augsburger Konfession“
1. „Schrift und Bekenntnis“.

Di., 20. 11., 19.30 Uhr, Kl. Klubraum des Studentenhauses: Ev.-kath. Arbeits-
gemeinschaft: „Die eine Wahrheit und die vielen Bekenntnisse“.
(Einführung: Studentenfarrer Dr. Wolfgang Böhme)

Anmeldungen zu den Tagungen, Auskünfte, Studienberatung im Sekre-
tariat des Studentenpfarramtes, Zimmer 32 (Studentenhaus). Dienststunden
des Sekretariats wochentags von 9 bis 12 Uhr Tel. 77 99 28.

Sprechstunden des Studentenpfarrers: Mi., 17—19 Uhr, Zimmer 32 (Studen-
tenhaus); Sa., 10—12 Uhr, Reuterweg 34, Tel. 55 88 70, sowie jederzeit nach
Vereinbarung.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Semester-Eröffnungsgottesdienst:
Sonntag, 18. November, 8.30 Uhr, in der Aula der Universität.

Sonntag, 11., 25. 11., 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle
des Studentenhauses.

Dienstag, 20., 27. 11., 7.00 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektorskapelle
des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.

Dienstag, 20., 27. 11., 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des
Studentenhauses.

Donnerstag, 15., 22., 29. 11., 19.30 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des
Studentenhauses.

Freitag, 16., 23., 30. 11., 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des
Studentenhauses.

Offene Abende des Studentenfarrers:

Montag, 12. 11., 20.00 Uhr, im Großen Klubraum des Studentenahuses, „Die
Leistung Siegmund Freuds“.

Montag, 26. 11., 20.00 Uhr, im Großen Klubraum des Studentenhauses, „Das
gespaltene Deutschland — eine realistische Betrachtung“.

Arbeitskreise:

Dienstag, 20. 11., 19.30 Uhr, im Kleinen Klubraum des Studentenhauses
Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft, „Die eine Wahrheit und
die vielen Bekenntnisse“.

Mittwoch, 14. 11., 20.00 Uhr, im Kleinen Klubraum des Studentenhauses,
Ausländer-Abend.

Mittwoch, 28. 11., 20.00 Uhr, im Kleinen Klubraum des Studentenhauses,
Mediziner-Kreis, „Psychologie der Geschlechter“, Dr. med. Nieten,
Frankfurt am Main.

Freitag, 23., 30. 11., 20.00 Uhr, im Arbeitsraum des Studentenhauses, 109,
Biblische Arbeitsgemeinschaft, „Ethos der Bergpredigt“, Student-
pfarrer Ottmar Dessauer.

Abend für Neumatrikulierte: am Montag, den 19. November, 19.00 Uhr,
im Restaurant „Zum Heidelberger“, Bockenheimer Landstraße 140.

Selbstverwaltung

Sonder-Studienberatung für Neu-Immatrikulierte

Zur Beratung der neu immatrikulierten Studierenden der Wirtschafts- und
Sozialwissenschaftlichen Fakultät, besonders der Studienanfänger, finden in
der Zeit

vom 22. Oktober bis 10. November 1956

besondere Sprechstunden der Assistenten statt. Näheres an den Anschlag-
brettern sämtlicher Institute und Seminare, im ASTA und im Sekretariat der
Universität.

Hochschulsportler in internationalen Treffen

Der Allgemeine Hochschulsportverband (ADH) hat für das
kommende Semester eine Reihe internationaler Veranstaltungen
geplant, denen vor der Durchführung der im nächsten Jahr von
der „Fédération Internationale du Sport Universitaire“ (FISU)
veranstalteten internationalen Sportfestspielen erhöhte Bedeu-
tung zukommt. So trifft die deutsche Hallenhandballmannschaft
voraussichtlich bereits am 24. November in Hannover auf die
Vertretung der Schweiz. Etwa zum selben Zeitpunkt findet in
Löwen (Belgien) ein Länderkampf im Hallentennis statt. Aachen
sieht im Januar eine internationale Begegnung im Geräteturnen
und Fechten gegen die Nationalvertretung von Luxemburg. Einen
weiteren Länderkampf tragen die Fechter gegen Schweden aus.

Nach 5 Jahren: Pressekonferenz

Nach fünf Jahren treffen sich zum zweitenmal nach dem Krieg
Vertreter der westdeutschen und Westberliner Studentenpresse
zu einer mehrtägigen Arbeitstagung, die der Verband Deutscher
Studentenschaften (VDS) voraussichtlich in der zweiten Novem-
berhälfte in Bonn durchführen wird. Grundsatzfragen der studen-
tischen Publizistik stehen im Mittelpunkt des Seminars. Darüber
hinaus sollen hochschulpolitische Probleme und, soweit es sich
um gemeinsame Anliegen handelt, die Koordinierung der studen-
tischen Pressearbeit erörtert werden.

2 Millionen warten auf Freigabe

Für die Betreuung von ausländischen Studenten in der Bundes-
republik hat die Bundesregierung Mitte dieses Jahres einen Bet-
rag von 2 Millionen DM zur Verfügung gestellt. Obgleich die
an der Betreuung von ausländischen Studenten interessierten
Organisationen einen Plan für die Verteilung dieser Gelder auf-
stellten, hat das zuständige Ministerium von der Durchführung
dieses Planes bisher abgesehen. Der Organisationsplan regelt die
Verteilung der Gelder in der Weise, daß die an der Betreuung
interessierten Organisationen auf lokaler Basis Vorschläge er-
arbeiten, die einem zentralen Ausschuß für die endgültige Be-
willigung der Mittel dann als Grundlage dienen sollten. Es be-
steht die Befürchtung, daß zur Zeit noch andere Pläne für die
Verteilung des Zweimillionenfonds zur Diskussion stehen.

Beiliegenden Kollegplan hat freundlicherweise die Frankfurter
Allgemeine Zeitung zur Verfügung gestellt.

De Te We

DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN

Technisches Büro · Frankfurt am Main

FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE
STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL
UHREN UND SIGNALANLAGEN

FRANKFURT AM MAIN

Dantestraße 7

Fernsprech-Sammel-Nr. 73151

stellen, die schwierige und zuweilen fast unmögliche Forderung: den Blick auf das Ganze zu richten, aufs Ganze der Wahrheit und aufs Ganze der Welt. Das akademische Privileg ist heute nichts anderes mehr als diese Pflicht. Erfüllen Sie sie nicht, so sind Sie vollends Spezialroboter und nichts anderes.

Wer an das studentische Gespräch appelliert, wird wissen müssen, welche Erschwerungen es aus dem gegenwärtigen Status des Ausbildungswesens und des Bildungswesens erfährt, aus der Not einer Universität, die weder die eine noch die andere Aufgabe so zu erfüllen in der Lage ist, wie es das Allgemeine Wohl und die Berufung der Studenten und Akademiker heute verlangt. Ich muß es mir versagen, die Forderungen für eine Reform der Universitäten zu ziehen, die aus diesen Erwägungen zu ziehen wären. Der Rektor dieser hohen Schule hat seine sehr berechtigte Sorge zu diesem Punkt kürzlich niedergeschrieben, in einem wahrhaft alarmierenden Bericht. Ich habe ihm nichts hinzuzufügen.

Das Gespräch der Menschheit um ihr Schicksal und ihren Weg wird in verschiedenen Sprachen geführt. Man wird dabei zunächst an die nationalen Sprachen denken. Wie die Altphilologie als ein qualifizierendes Begreifen dessen, was wir geworden und gewesen sind, so gewinnt die Neuphilologie in diesem Gespräch der Nationen und in ihrem gemeinsamem Weg in die Zukunft der Welt eine neue sehr reale Bedeutung. Ich denke also auch an jene geistigen Sprachen, die aus verschiedenen Grunderfahrungen und Grundentscheidungen entstanden sind, auf dem Weg der Geschichte selbst: an die Sprache des dialektischen Materialismus und die Sprache der westlichen Welt, innerhalb der westlichen Welt an die Sprache des Christentums und der Aufklärung, an die sozialistische und die liberale, an die evangelische und die katholische Sprache, und ich könnte noch weiter in die Dialekte und Idiome solcher Grundsprachen differenzieren. Das Kultur- und Geschichtsgespräch der Menschheit, auch des deutschen Volkes, wird zu einem großen Teil in solchen Sprachen und als Streit- und Parteiengespräch zwischen ihnen geführt. Man darf das nicht überspitzen: es ist jederzeit möglich, unabhängig von solchen vorgeprägten Sprachen ein Wort zu einander zu sprechen, sei es aus andersartigen Gemeinsamkeiten, sei es am Gegenstand, an der Wahrheit des Sachverhalts. Aber es ist nicht zu leugnen, daß ein großer Teil des Freundschafts- und Streitgesprächs über unseren Weg, seinen Sinn, sein Ziel und über die nächsten Schritte als ein Gespräch zwischen diesen Mächten geführt wird, als ein Gespräch zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen Liberalen und Sozialisten. Da käme es zunächst auf die Kunst des Dolmetschens an, d. h. auf die Kunst, zu verstehen was der andere meint, wenn er in seiner Sprache spricht. Der größte Teil des Streites besteht aus Mißverständnissen, weil jeder den scheinbar gemeinsamen deutschen Ausdruck aus dem Systemzusammenhang seiner eigenen geistigen Sprache versteht. Da sprechen drei Leute vom „Staat“, oder vom „Glück“ oder von „Freiheit“ oder von „Glaube“, und jeder versteht etwas anderes darunter. Wir müssen nicht unbedingt die Sprache der anderen sprechen lernen, aber wir müssen sie verstehen können. (Das gilt nebenbei gesagt nicht zuletzt auch von der Sprache des dialektischen Materialismus.) Hier ist eine wesentliche akademische Aufgabe. Die besten Diskussionen entstehen, wenn jeder in seiner Muttersprache spricht, aber die des anderen versteht — das gilt unter Marxisten und Liberalen und unter Christen und Nichtchristen genauso wie unter Franzosen und Deutschen. Freilich kann eine noch so gute geistige Dolmetscherei nicht die Grundentscheidungen aufheben, in denen man auch nach Eliminierung aller Sprachmißverständnisse nicht einig ist. Daraus ergeben sich ebenso eindeutig praktische Gegensätze, wenn es zu ermitteln gilt, welchen Weg wir einschlagen wollen, vor allem auch, welche Schritte in einem Weg, den man nur gemeinsam gehen kann. Das kann sich zu scharfen Gegensätzen und zum notwendigen Kampf zuspitzen, drängt andererseits zum Kompromiß, zum immer erneuten Versuch der Verständigung. Es besteht kein Zweifel, daß sich das studentische Gespräch nicht außerhalb dieses Feldes abspielen kann. Wenn die Studenten eine besondere Chance und eine besondere Aufgabe darin haben,

so gewiß die, daß ihr Denken und Wollen noch nicht so fixiert ist wie das der Älteren und vor allem auch noch nicht in dem Maße vom unmittelbaren materiellen Interesse und von der Versuchung der Macht bedroht ist wie das Denken und Wollen derer, die in das Erwerbsleben eingetreten sind. Dies und die positive Chance ihres Studiums, ihres Denkens, stellt sie an einen besonderen Ort, wo sie auch im Gespräch der Geschichtsmächte zwar mit den Nachteilen des Anfängers, aber den Vorteilen einer etwas größeren Unabhängigkeit mitdenken, mitsprechen können. Es ist nicht zuletzt um dieser Chance willen, daß man sich Studentenwohnheime wünschen muß, in denen Studenten mehrere Glaubensrichtungen und Grundüberzeugungen mit einander umgehen. Sie stimmen gut zu der Situation, in der sich das deutsche Volk im Ganzen befindet, zu der Situation derer, die nicht nur mit einander leben und also mit einander auskommen müssen, sondern die in vielen und wichtigen Fragen auch mit einander handeln müssen, obwohl sie verschieden glauben und denken. Wir haben allmählich gelernt, daß wir einen Raum der Gemeinsamkeit nicht dadurch schaffen können, daß wir von den Gegensätzen absehen. Die These von der Gleichgültigkeit der Glaubensüberzeugungen ist selbst eine Glaubensüberzeugung und keineswegs die Überwindung der Gegensätze der Glaubensentscheidungen. Darum sollten im studentischen Gespräch, auch in dem, das im Wohnheim geführt wird, die Gegensätze nicht ängstlich und künstlich umgangen werden. Man hat einander nicht nur zu tolerieren, sondern auch zu respektieren; man hat gewiß gelegentlich aus Takt zu schweigen, aber man sollte auch taktvoll miteinander zu reden lernen, klar und brüderlich. Billiger ist unsere bessere Zukunft nicht zu haben. Man wird es der einzelnen Überzeugungsgemeinschaft nicht verwehren können und nicht verwehren wollen, wenn sie auf die Idee kommen sollte, aus eigenen Kräften und Mitteln studentische Wohngemeinschaften zu bilden; sie vermögen aus der prägenden Kraft der gemeinsamen Überlieferung und Überzeugung darin gewiß Menschen zu bilden — man muß dann nur verlangen, daß sie diese Menschen nicht auf die Isolierung hin bilden, sondern aufs Gespräch mit den andern hin, und wenn sie klug oder gar weise sind, werden sie immer auch einige Andersdenkende und Andersgläubige nicht nur als Gäste in ihrer Gemeinschaft aufnehmen, sondern als lebendige Zeugen und Wortführer und Partner anderer Sprache. Aber was die Universität selbst unternimmt, das muß unter dem Gesetz stehen, unter dem sie selber steht: unter dem Gesetz des freien Gesprächs der Gleichberechtigten. Ihre Veranstaltungen dürfen weder eine Einheitsmeinung voraussetzen oder forcieren, noch Gleichgültigkeit. Sie bekennen sich zum Gespräch.

Zum Gespräch auch der Nationen. Es kann keine wahre universitas mehr geben ohne Gastdozenten aus anderen Ländern und ohne ausländische Studenten, europäische und außer-europäische, weiße und sogenannte Farbige. Auch dieses Gespräch der Nationen sollte das Wohnheim fördern. Es würde seine schönste Aufgaben verfehlen, wenn nur Deutsche oder gar nur Hessen darin wohnten.

Ich wäre mißverstanden, wenn man meinte, ich stellte mir dieses studentische Gespräch als ein ständiges Gerede oder gar ein Gerede über Verständigung vor. Im Gegenteil: von der Verständigung sollte man am wenigsten reden, man sollte sich über die Sache verständigen und in der Sache verständigen. Auch heißt ja Gespräch keineswegs ohne weiteres Einigkeit — abermals im Gegenteil, es würde in der erreichten totalen Einigkeit verstummen.

Damit bin ich am Ende dieser Erwägungen zum studentischen Gespräch in einer gewandelten Welt. Da ich ohne Einleitung begonnen habe, möchte ich auch ohne einen erhebenden Ausklang schließen. Ich fürchte, in einer ziemlich pragmatischen und von der Resignation bedrohten Welt würde jeder pathetische Appell an dem Bildungswillen der geplagten und überforderten Studenten ohnehin schlecht ankommen. Wenn hier versucht wurde, Bildung als Gesprächsfähigkeit zu verstehen, so auch deshalb, um so nüchtern wie möglich von einem Anspruch zu sprechen, der ein hoher Anspruch ist.

Das studentische Gespräch in einer verwandelten Welt

von Walter Dirks

Soweit Gespräch nichts anderes ist als eine konventionelle Lebensäußerung, ein Element der vordergründigen Kommunikation, soweit es Gerede ist oder gar Geschwätz, wird sich das der Studenten in nichts vom Gespräch und Gerede anderer Leute unterscheiden, es sei denn durch das Unwichtigste in dieser Art von Gerede, durch den Gegenstand. Daß es dennoch seinen Platz hat, auch unter Studenten, soll nicht bestritten werden. Der Mensch kann nicht immerzu ein Held oder Heiliger sein — vor allem, wenn er weder ein Held noch ein Heiliger ist —, er kann nicht immerzu denken oder immerzu entscheiden und handeln; er kann nicht immerzu lieben, nicht immerzu auf der Höhe der Situation existieren, er bedarf eines Mediums von Unverbindlichkeit, aus dem sich seine eigentlichen Worte und Taten, sein Werk und seine Liebe erheben. Wenn dieser Bereich nicht entartet oder das eigentliche menschliche Wort überwuchert, ist wenig dagegen zu sagen. Sollte das unverbindliche Gespräch männlich-witzig oder weiblich-anmutig geführt werden oder doch in leidlich artikulierten Sätzen angenehm menschlicher und zeitgenössischer Prägung, so soll man es sogar als humanisierendes Element preisen, vor allem, wenn die Veredelung nicht übertrieben wird. Mag sein, daß es sich in dem neuen Haus leichter so führen läßt, denn jedes Haus ist ein Angebot an den Menschen, der es bewohnt. So wahr es ist, daß jeder seinem Zimmer bald den Stempel seines Wesens aufprägt, es sich zurechtwohnt, soweit die strengen Bräuche und Gesetze der Vermieterinnen es zulassen, so wahr ist es, daß auch das Zimmer oder das Haus ihren Bewohner prägen kann, wenn es im positiven oder im negativen Sinn überhaupt etwas ist und Prägestärke besitzt. Die Wohnform, die ein Haus möglich macht und zum Teil sogar erzwingt, legt Lebensformen nahe; die Wohnform wird über kurz oder lang zu einem Teil der Lebensform. Ein nüchternes, helles und klares Haus mag nüchternes, helles und klares Denken und Leben leichter machen. Ein Haus, dessen Form und Gliederung aus menschlichen Bedürfnissen und nach dem Maß des Menschen entwickelt worden ist, mag mithelfen, die Menschen, die in ihm wohnen werden, zu menschlichen Empfindungen und Gedanken zu verlocken.

Vielleicht ist es angemessen, noch ein grundsätzliches Wort zum Studentenwohnheim zu sagen. Es wird sich zeigen, daß es uns ins Thema hineinführt.

Es bedarf keiner Wohnheim-Ideologie, um zu begründen, daß es vernünftig ist, in der Nähe einer Großstadt-Universität geeignete Wohngelegenheiten zu schaffen, die es einer Menge von Studenten ersparen, in der guten Stube einer Wirtin zu wohnen, die bessere Tage gesehen hat, oder gar einen Zuschlag für diese besseren Tage zu bezahlen; noch schlimmer — oder doch in anderer Weise schlimm —, wenn sie mangels dieses Geldes in unwürdigen und vor allem unpraktischen Winkeln unterschliefen müssen, viele Straßenkilometer von der Studienstätte entfernt.

Nun gibt es auch anständige Zimmer, in denen der Student alles findet, was er braucht, und im übrigen je nach Wunsch entweder ein bißchen bemuttert oder aber in Ruhe gelassen wird. Vielleicht fördert diese Isolierung sein Arbeiten. Jedoch wer isoliert lebt, erschwert sich den Zugang zu den Köpfen der Partner, zu ihrer Kritik, ihrer Phantasie — er erschwert sich sogar den Zugang zu seiner eigenen Kritik, seiner eigenen Phantasie. Zu allen Zeiten ist die originäre Wissenschaft in dieser doppelten Gestalt lebendig gewesen, als Monolog und Dialog, als Entwicklung eines Gedankenganges oder Sachverhalts und als Teamwork, wie man es heute nennt — sei es Zusammenarbeit und Arbeitsteilung oder sei es Disput, Auseinandersetzung, Kritik, These, Replik und Dublik. Das gilt von allen Wissenschaften, wenn auch von jeder in verschiedener Weise. Es gilt erst recht von der Aneignung der Wissenschaft, vom Studium, und es scheint mir völlig gewiß zu sein, wenn es auch möglicherweise eine etwas altmodische Meinung ist, daß dafür das sozusagen offizielle gemeinsame Studieren im Seminar nicht genügt: wenn nicht immer wieder zwei oder drei freiwillig in die Hitze des Disputs geraten, besteht wenig Aussicht auf eine wirkliche

Aneignung nicht nur des Examenstoffes, sondern der studierten Wissenschaft selbst. Möglicherweise wird mir diese Behauptung als utopischer Idealismus angekreidet, und in der Tat sieht es so aus, als ob dergleichen immer mehr erstickt und erdrückt würde, teils von den mörderischen Umständen, unter denen viele Studenten das Ziel erreichen müssen, teils von der Übermacht eines Zeitgeistes, der weder der Kontemplation noch dem intensiven, über Wochen und Monate fortgesetzten Gespräch günstig ist. Aber es scheint mir, daß man auch den widrigsten Umständen das wirklich Notwendige abgewinnen muß. Also muß man dieser Mühe ihre Chance geben, auch durch die Art, wie Studenten wohnen. Jenes Gespräch der Studenten war einmal der kostbare Vorteil der kleinen Universität und der kleinen Universitätsstadt. Dort ergab es sich wie von selbst und ergibt es sich auch heute noch leichter als anderswo, dort machte und macht es einen Teil des Lebensklimas aus. Wer aus guten oder zwingenden Gründen die große Universität und die Großstadt vorzieht, ihre doppelte Verlockung der Einsamkeit und der Zerstreuung, wird Gegengewichte schaffen müssen. Das Wohnheim, könnte ich mir denken, ist für eine gewisse Zahl von Studenten ein solches Gegengewicht.

Dasselbe ließe sich von einer anderen Art studentischen Gesprächs sagen, von einem Gespräch, das nicht bloß Arbeitsdisput, sondern das entscheidende Element eines gemeinsamen Lebens ist. Das Wort „Gemeinschaft“ bietet sich an, aber vielleicht sind wir uns einig in einer gewissen Empfindung der Skepsis oder doch der Vorsicht. Die Sache ist mißbraucht worden, und das Wort noch mehr — in doppelter Weise. Einmal geschah der Mißbrauch sozusagen von innen her, indem Gruppen ihre Gemeinsamkeiten zur Lebensgemeinschaft, ja zur unio quasi mystica erhöht haben, sei es in einem schönen, aber gefährlichen Überschwang, sei es gewaltsam oder trügerisch, verkrampft oder ideologisch. Das geschah, ich erinnere mich gut, vor allem in der Zeit der Jugendbewegung. Sodann geschah es von außen her, indem der totalitäre Staat die einzelnen Gruppen, soweit er sie überhaupt anerkannte, zu Gemeinschaften erklärte, zu verschworenen Gemeinschaften geradezu, um ihnen Haltungen und Leistungen und Opfer abzupressen, wie sie nur dort am Platze sind, wo wirklich eine Gemeinschaft lebt und aus innerer Notwendigkeit und freiwillig liebt und leistet und opfert. Ich habe Anlaß zu vermuten, daß keiner von denen, die das neue Studentenwohnheim gewollt, geplant und verwirklicht haben, darin das Gehäuse einer Art Lebensgemeinschaft gesehen haben. Es ist weder als Zellenkomplex eines Klosters noch als riesiges Einfamilienhaus für eine Art Studentenfamilie noch als Korporationshaus geplant.

Ich werde am Schluß noch einmal auf die Studentenwohnheime zu sprechen kommen, aber vorher sollte der Begriff des studentischen Gesprächs und des Gesprächs überhaupt noch etwas angereichert und, wenn Sie wollen, in die Tiefe getrieben werden.

Ich kann dabei freilich nicht vermeiden, ein sehr anstößiges Wort zu gebrauchen. Das Wort „Bildung“ nämlich. Es gibt Zeitgenossen, die nichts mehr damit zu tun haben wollen, und zwar zum Teil aus recht guten Gründen. Erstens gibt es das, was dieses Wort einmal unzweideutig bezeichnet hat, schon lange nicht mehr, mindestens nicht unangefochten und eindeutig. Zweitens würde ich es gut verstehen, wenn die Studenten unter Ihnen sich weigern sollten, Bildungspflichten auf sich zu nehmen, deren Sinn kaum mehr einleuchten kann.

Was die Ausbildung betrifft, so weiß man, was man an ihr hat, im guten Fall eine solide Basis für den Beruf, im schlechtesten Fall wenigstens das bestandene Examen. Bildung dagegen ist heutzutage eine viel fragwürdigere Sache. Aber ich möchte Ihnen nichts anderes zumuten als das, was Sie selber in Ihrem eigensten Interesse wollen könnten und wollen sollten. Sich zu bilden in einem realen Sinn, der sich gerade unter den Umständen unseres heutigen Daseins erfüllt, das ist ganz gewiß unter anderm eine Anstrengung, aber es ist ebenso sicher keine Last, die einem von außen, die einem von irgendeinem andern auferlegt wird. Es sei denn, Sie wollten

die große Welt, die unsere Welt ist, und die Geschichte, die unsere Geschichte ist, als eine Macht außer uns, als eine fremde Macht ansehen. Ist sich zu bilden eine Mühe, so ist sie ihrem Wesen nach eine selbstgewählte Mühe. Aber was ist sie denn und worauf zielt sie ab, diese Mühe? Es geschieht nicht etwa meinem Thema zuliebe, wenn ich Bildung in einer ersten Annäherung als Gesprächsfähigkeit bezeichne. Ich habe im Gegenteil eher mein Thema um dieser These willen so formuliert, wie Sie es kennen.

Man müßte dabei verständigerweise zwei Arten oder Stufen unterscheiden, eine Gesprächsfähigkeit im Unmittelbaren, im Lebenskreis der Nähe, und eine Gesprächsfähigkeit sozusagen im Großen, im Umkreis der ganzen Gesellschaft, der Geschichte. Gebildet ist, wer das richtige Wort zu finden weiß, und gebildet ist, wer Bescheid weiß. Für beides gilt: Gebildet ist, wer mitreden kann. Gerade, wenn man es so salopp formuliert, stimmt es zunächst auf eine fatale Weise für die Oberfläche und den Vordergrund, für das, was in Wahrheit keine Bildung ist, sondern ihr Surrogat, aber es stimmt anders verstanden auch dort, wo man ernsthaft und anspruchsvoll von Bildung reden darf. In jenen guten alten Zeiten, als es noch keine Zweifel darüber gab, was Bildung war und wer gebildet war, und daß man gebildet sein mußte, um als eigentlicher Mensch höherer Art zu gelten, war in jenen Zeiten der hohen Bildung die gebildete Oberschicht eben dadurch charakterisiert, daß sie im Bilde war, daß ihr das Wißbare bekannt oder doch zugänglich war, und das Reich der Bildung war eine Republik des Geistes, in der man sich im ständigen Gespräch des Gewußten und der Weisheit vergewisserte. Bildung vollzog sich im literarischen Gespräch der Bücher und Autoren, im Gespräch des Publikums über Literatur, im Umgang mit den Kunstwerken, in der Aneignung der Wissenschaft, die sich ihrerseits ebensowohl in Mitteilungs- und Erörterung wie in der einsamen Forschung vollzog: Lesen Sie nur die wissenschaftliche Literatur jener Zeiten nach, dann sehen Sie sofort wie sehr sie ein Gespräch gewesen ist. Noch heute sprechen wir von „korrespondierenden Mitgliedern“ wissenschaftlicher Organisationen. Ein solcher Bildungswille hat die Enzyklopädien und später, als er veräußerlicht wurde, das Konversationslexikon hervorgebracht. Aber natürlich geschah damals mehr und Gültigeres als nur eine Konversation über allerlei Wissen und aus einem umfassenden Wissen. Gebildet war im Grunde, wer am allgemeinen Bewußtsein teilhatte, am gesellschaftlichen Bewußtsein, an der allgemeinen Wahrheit — ein Anspruch, der in einem teils offenen teils verborgenen Konflikt mit dem ganz anders begründeten Wahrheitsanspruch des Christentums lag, einer quer zur Bildung liegenden Wahrheit. Nun verstand man freilich immer mehr unter Bildung als jenes Wissen und dieses Bewußtsein. Man sprach — abermals in geheimer Konkurrenz zum Christentum — von einer Bildung des Herzens, man pries die „schöne Seele“, man verlangte Lebensart, und wenn der junge Mensch der obersten Schichten auf die Bildungsreise geschickt wurde, welche die ätlere Kavaliertour abgelöst hatte, dann erwartete man davon nicht nur eine Erweiterung des Horizontes, sondern auch eine Einübung und Bewährung seiner Lebensart. Der Mann von Welt sollte zugleich das sein, was die Engländer den Gentleman nennen. Aber auch diese Seite der Bildung war dialogisch, war gesprächshaft, meinte die Fähigkeit, das rechte Wort zu sprechen und die rechte Antwort zu finden, meinte Takt und Kontakt. Wenn man noch tiefer grub und in dem gebildeten Menschen den wohlgebildeten sah, die wohlgeformte Gestalt, die Ausgestaltung der in ihm angelegten Entelechie, geprägte Form, die lebend sich entwickelt, so wissen mindestens wir Heutigen aus der anthropologischen Biologie, der Kinderpsychologie und vor allem aus der philosophischen Anthropologie, wie dialogisch diese Menschengestalt angelegt ist. Schon der Säugling bedarf der Ansprache und der Antwort, der Geist des Menschen wächst dialektisch, im Spruch und Widerspruch, im Streitgespräch und in der Übereinstimmung, seine Seele reift dialogisch, im Liebesdialog zwischen Mutter und Kind, im erzieherischen Dialog, im Liebesgespräch der Geschlechter, im ehelichen Verhältnis, das ein ständiges Gespräch ist, wenn es nicht ins ewige Geschwätz entartet oder in Stummheit erstickt.

Dies alles, die Grundbildung des Menschen, galt immer und zu allen Zeiten von allen Schichten. Teilzunehmen am allgemeinen Gespräch der Gesellschaft, am Geschichts-

gespräch, an dem Dialog, der über die Zeiten und Räume hinweg in den Büchern, Bildwerken und dann auch in der hohen Musik geführt wurde — daran teilzunehmen war den Gebildeten vorbehalten. Die Gesprächsfähigkeit des kleinen Mannes, des Bauern oder des Handwerkers oder des Knechts war anderer Art: sie war an die fixierte Ordnung gebunden und auf den Ort begrenzt, wo einer stand. Gesprächsfähig sein, hieß für ihn, in seinem Umkreis das rechte Wort wissen.

Nun, seit damals ist vielerlei geschehen. Jene Volksordnung ist nicht mehr da oder trägt nicht mehr. Die Gebildeten aber, die oberhalb dieser Ordnung ihre freiere Sprache sprechen, die alles wußten, haben ihre Souveränität verloren. Sie sind so abhängig wie die Unteren geworden, das weiß der heutige Akademiker sehr genau oder sollte es doch wissen, und was das Gewußte und Wißbare betrifft, das im Besitze jener Republik der Gebildeten war, so kann kein einzelner Mensch es mehr wissen. Aber etwas von jenem Anspruch ist geblieben, ja, es wird wichtiger als je. So altmodisch und reaktionär das klingen mag: Gerade im Zeitalter der Masse, der Technisierung, der Nivellierung gewinnt jenes Wissen vom Ganzen eine neue, eine lebensentscheidende Bedeutung. Seitdem wir alle von der Wasserstoffbombe bedroht sind, aber nicht nur von ihr, sondern von allen möglichen äußerlichen und innerlichen Gefährdungen, empfinden wir uns in einer Lage und Verfassung, die keine Definition treffender kennzeichnen kann als das Schlagwort: wir sitzen alle in einem Boot. Die Soziologen sprechen von einer allgemeinen Interdependenz. Der Physiker würde diese Eine Welt, in der wir leben, vielleicht mit dem „Feld“ im Sinne seiner Wissenschaft vergleichen. Im Grunde hat sich seit den Zeiten jener alten Bildung, sagen wir einmal seit Lessings, Goethes und Humboldts Zeiten, zweierlei verändert. Einmal sind bisher getrennte Wirkfelder zu einem einzigen Feld zusammengewachsen. Das gilt für die ganze Erdkugel: Wir stehen z. B. in der Alternative, daß West und Ost entweder im heißen oder im kalten Krieg oder im kalten oder im guten Frieden miteinander leben, d. h. sie können in mehreren möglichen Zuständen existieren, aber eben nicht im Zustand der Gleichgültigkeit, der Beziehungslosigkeit. Darum ja der Ernst sowohl jener Kriegsgefahr als auch der Friedensaufgabe. Unser aller privates Leben, unser Lebensplan, unser Beruf, unser Lieben, Heiraten und Kinderkriegen wird von jenem Zustande berührt, nicht weniger unser Wertgefühl, unser Sinnanspruch, unser Glaube oder Unglaube. Aber nicht nur die Kontinente sind von einander abhängig geworden. Ähnliches gilt von den Klassen, Gruppen und Schichten der Gesellschaft. Es gilt aber auch von verschiedenen früher viel mehr getrennten Lebensbereichen wie der Wissenschaft und der Politik, der Erziehung und der Wirtschaft: es gilt im Grunde von allen wichtigen Lebensbereichen. Natürlich scheint sich das meiste, was die Menschen im einzelnen von Tag zu Tag tun, solchen Zusammenhängen zu entziehen; wir handeln weiterhin blind oder zielstrebig aus unsern eigensten Motiven und auf partikuläre Ziele hin, einzeln und in Gruppen. Aber das ändert nichts an jenem Sachverhalt und daran, daß sich der Gang der Geschichte, das allgemeine Wohl und allgemeine Heil aus dem Gegeneinander oder Miteinander alles Handelns bestimmt. Die zweite Veränderung liegt darin, daß wir eben dies wissen oder doch wissen können. Mindestens in den einzelnen relativ abgeschlossenen Feldern bestand zu allen Zeiten eine vergleichbare wechselseitige Abhängigkeit, aber man erfaßte sie nur zum Teil und in fixierten Vorstellungen, vor allem in einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit, nicht im realen historischen Prozeß. Heute wissen wir ganz genau — oder sollten es doch wissen —, daß unsere Enkel wenig Chancen einer menschlichen Existenz haben, wenn nicht in den nächsten zwanzig Jahren auf den verschiedensten Gebieten ganz bestimmte helfende Dinge getan werden, in der Weltpolitik, in der deutschen Innenpolitik, in Afrika und im nahen Osten, im deutschen Erziehungswesen, in der Reform der Universität, in den Kirchen, im Gewerkschaftsbund, wo auch immer. Dies zu wissen, ist eine schwere Last. Man kann diese Erkenntnis von dem Einen Boot, in dem wir sitzen, vergessen oder verdrängen. Man kann weiterhin so tun, als wäre die Geschichte eine mythische Macht, die Heil oder Unheil über uns verhängt, man kann sich damit begnügen, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen oder gar im Trüben zu fischen, man kann sich in diesem Einen Feld menschlicher Wirklichkeit so verhalten wie das Schaf in der Herde oder wie der Wolf, der

es reißt. Wenn man aber nicht diese oder ähnliche Auswege und Abwege wählt, sondern sich der Herausforderung stellt, so wird man zweierlei werden müssen: ein Handelnder und ein Gebildeter, und beides ist angesichts jener Herausforderung nicht zu trennen. Bildung ist heute ein Bewußtsein vom Ganzen, das zum sinnvollen Handeln im Ganzen befähigt. Der humanistische Kern des Begriffs ist gültiger als je — seine ästhetische Begrenzung und quietistische Hülle ist abzustreifen. Der sehend Handelnde braucht kein Alexander zu sein, kein Cäsar und auch kein Winkelried. Seine Aktion kann begrenzt sein — alles Handeln in der Gegenwart jener Herausforderung kann ohnehin nur ein solidarisches Handeln sein, ein Handeln mit andern zusammen, in dem jeder nur recht Begrenztes tut. Auch in solcher Solidarität erweist sich Bildung als Gesprächsfähigkeit. Es braucht nicht einmal ein Handeln zu sein, das als eine eigens veranstaltete Aktion aus unserm sozusagen normalen Leben herausfällt: schon daß ich die Schritte meines Lebens, die ich ohnehin tue, zu jener Herausforderung in eine Beziehung bringe, macht diese Schritte zu geschichtlich bedeutsamen Schritten, zu Schritten, die nicht im Blinden und nicht ziellos geschehen. Daß sie nicht blind und nicht ziellos geschehen, das eben deutet auf die Notwendigkeit von Bildung hin: Bildung bedeutet heute wie zu Goethes Zeiten unter anderm, daß man weiß, was dem eigenen Dasein und den eigenen Lebensschritten Sinn verleiht. Damals bedurfte man dazu des Umgangs mit den großen Dokumenten der europäischen Geschichte, mit Homer und der Bibel, mit Sophokles und Shakespeare, mit Plato und Leibniz, mit Alexander und Cäsar, mit Phidias und Michelangelo, mit Raphael und Rubens, und des zeitgenössischen Gesprächs derer, die den gleichen Umgang pflogen — heute bedarf man dazu, daß man sieht, was sich in jenem Einen Feld ergibt, in dem wir wirken, in jenem Einen Boot, in dem wir sitzen, des klärenden und helfenden Gesprächs mit den Zeitgenossen, vor allem auch mit den Freunden. Damals konnte man alles wissen, was man wissen mußte, um als Gebildeter sinnvoll leben zu können; heute können wir auf originale Weise nur einen winzigen Bruchteil des Wißbaren wissen; es bedarf viel mehr als damals der Vermittlung durch vertrauenswürdige Gewährleute, und gebildet ist man heute, wenn ein Zweifaches geschieht: wenn man in einem kleinen Bereich des selbstgelebten Lebens und der selbstgeleisteten Arbeit gründlich Bescheid weiß, im Bereich der Berufsausbildung, der Erfahrungen des Berufes selbst und der originalen Lebenserfahrungen, wenn man dort wirklich zu Hause ist, Stand gewonnen hat — aber dann muß hinzukommen, daß man von hier her, mit den hier zuverlässig gewonnenen Kriterien die Glaubwürdigkeit derer beurteilt, die in anderen Gebieten des Wissens und des Handelns zu Hause sind, und ihr Wort annimmt. Abermals erweist sich Bildung als die Fähigkeit, zu fragen und Antwort zu empfangen, als Gesprächsfähigkeit.

Es ist klar, daß vor solcher Bildungsnotwendigkeit die alten Schranken zwischen den Akademikern und den Nichtakademikern fallen. Gebildete Minderheiten wird es in allen produktiven Gruppen der Gesellschaft geben können und geben müssen.

Es wird aber auch klar, welche wichtige Rolle die Ausbildung hier zu spielen hat. Die Ausbildung und die Ausübung des Berufes begründen ja den Erfahrungsbereich, von dem aus man sich bemühen kann, sich das andere, das nicht unmittelbar Erfahrbare zu erschließen. Eine qualifizierte Ausbildung, wie sie dem sogenannten Akademiker auf der Fachhochschule und seiner Universitätsfakultät angeboten wird, sodann die Erfahrung des Berufes selbst, den er daraufhin ausübt, und zwar ebensowohl die menschlichen wie die eigentlich beruflichen Erfahrungen in diesem Beruf, dies alles zusammen erschließt einen Bereich, der durchweg größer und bedeutsamer ist als der des sogenannten kleinen Mannes. Wo das noch gilt, wo die akademische Ausbildung nicht zum Drill für eine äußerst begrenzte Spezialisierung geworden ist, besteht immer noch eine besondere und erhöhte Bildungschance für diese Schichten; andererseits vermag in vielen Fällen die gute Volksschule, eine solide Lehre und Berufsschule und ein intelligent ausgeübter Beruf auch dem Nichtakademiker vergleichbare Bildungschancen zu geben. In beiden Fällen ist es falsch, die Bildung gegen die Ausbildung auszuspielen, in der Ausbildung gar a priori und unter allen Umständen eine

Behinderung der sogenannten wahren Bildung zu sehen, wie viele von denen tun, die an einer ästhetisch orientierten Bildungsvorstellung festhalten. Es gibt keine gültige Bildung gegen die Berufsausbildung oder auch nur neben ihr, sondern nur in ihr und aus ihr. Das ist gerade heute festzuhalten, da wir uns anschicken müssen, in größerer Zahl als je Naturwissenschaftler aus Techniker auszubilden, ziemlich entfernt von dem geistigen Stoff, in dessen Aneignung frühere Generationen sich gebildet haben. Eine gründliche Ausbildung, in welchem Fach auch immer, ist vielmehr die entscheidende Voraussetzung für eine reale Bildung in unseren Tagen. Freilich kann die Ausbildung in ihrer stupidesten Form, die manche für die einzig wirksame halten, jeden Blick über den Zaun verhindern, ja geradezu diffamieren. Und vor allem ist festzustellen, daß Bildung etwas anderes ist als Ausbildung, ein Weg, der zwar von ihr ausgeht, aber über sie hinausführt, und es kann durchaus hochausgebildete Spezialisten und unter ihnen sogar Universitätsprofessoren geben, die Banausen geworden sind, d. h. die ohne Zusammenhang mit dem Schicksal der Menschheit, ihrer Geschichte und ihrer Zukunft existieren.

Mißverstehen Sie mich aber nicht, als ob ich unter Bildung neuer Prägung eine allgemeine Politisierung verstehe! Es kommt darauf an, sich selbst, sein Leben, sein Denken, seinen Beruf, seine Wissenschaft auf jene Herausforderung zu beziehen — aber die Art und Weise, wie man das tut, muß keineswegs politisch sein, sie kann sehr verschieden aussehen. Die wenigsten sind zur aktiven Politik berufen, freilich ist nicht zu bestreiten, daß jeder viel mehr als früher politisch verantwortlich ist. Auch werde ich mich hüten, um einer Hinwendung zur Zukunft hin die Beschäftigung mit der Vergangenheit schlechtzumachen. Besinnung auf dem Weg, den wir gegangen sind, ist ein bleibender Sinn nicht nur aller Geschichtsschreibung sondern auch dessen, was wir humanistische Bildung nennen. Homer, Sophokles und Plato stehen unseren Zukunftsaufgaben nicht im Wege: im Gegenteil, ihre Vergegenwärtigung dient dieser Zukunft. Ein anderer mag seinen Bildungsansatz in den modernsten naturwissenschaftlichen Forschungen und in der Welt der Mathematik finden. Bedingung für beide ist, daß sie ihre Studien nicht in der Isolierung treiben. Schließlich wäre an das zu erinnern, was eingangs über die Grundbildung gesagt wurde, über jene Menschwerdung des Menschen, die im Dialog des Kindes mit der Mutter, des Freundes mit dem Freunde, die in der Unmittelbarkeit des menschlichen Umgangs geschieht. Wer sein Berufsleben nicht in sein privates Leben hineinintegriert und umgekehrt, wer keine Lebenserfahrungen macht und besteht, in der Auseinandersetzung seiner Natur mit der Umwelt, in der Erfahrung von Widerstand und Liebe, Unglück und Glück, wer in alledem nicht zu reifen beginnt, der wird kaum jenen Stand gewinnen, von dem aus er sozusagen perspektisch auch das aufbauen kann, was man „Weltbildung“ nennen kann, die Beziehung zum Schicksal der Gesellschaft und zu ihrer Geschichte, die Teilnahme am Geschichtsgespräch der Menschheit.

Es müßte nun einsichtig geworden sein, was ich hinter-sinnig unter dem Gespräch der Studenten verstand: daß sie sich auf ihrem Weg, auf dem Weg einer hochqualifizierten Ausbildung, miteinander bereits über das zu verständigen beginnen, was mehr ist als Ausbildung. Studenten haben zu vielen Zeiten den Kreis ihrer Studien überschritten, ins Allgemeinere hinein, sei es in die Politik, sei es in die geistigen Ausprägungen der allgemeinsten Menschheitsangelegenheiten hinein, in die Kunst vor allem, auch in die Philosophie. Das mag zuweilen ihren Studien Abbruch getan haben, und der eine oder andere ist dadurch vom Wege abgekommen oder gar gescheitert. Aber es war immer ein Ehrentitel der Studenten, so zu sein und zu handeln. Nicht nur, wer sich dem gemeinsamen Frohsinn entzog, galt als Banause oder Philister. Banause und Philister war und ist auch der, der sich als Student nicht dazu aufgerufen weiß, mehr zu bedenken als nur den zweckmäßigsten Weg zum Examen. Ich weiß sehr wohl, was ich da sage. Es sieht wahrhaftig oft so aus, als bliebe auch nicht eine Sekunde und als bliebe auch nicht ein Atemzug übrig für alles das, was mehr ist als das Studium und das elementare Leben, wozu bekanntlich nicht nur der Schlaf und das Essen, sondern auch ein Minimum an Entspannung und Zerstreung gehört. Trotzdem muß man sie

Es zahlt der Fotograf / von Benno Schubert

Ein Anlauf

Das Absonderliche frapportiert. Wenn darin die Funktion einer Geschichte liegt, bedarf es einer Erklärung, damit nicht der Eindruck entsteht, das Abseitige hätte nur spielerischen Wert.

Das Absonderliche der vorliegenden Geschichte besteht in ihrer syntaktischen Wirrnis, in dem Mosaik von Eindrücken und Bemerkungen, die rhythmisch gerafft sind. Die Notwendigkeit dieser Form ergibt sich aus der Tendenz, das Geschehen nicht selbst sich ereignen zu lassen, sondern es gleichsam in den Momenten seiner Bewegungen festzuhalten, die im Bewußtsein mitschwingen.

Ein lautes Lesen würde etwas von dem Atem verraten, der die Geschichte durchzieht. Das pure Ereignis ist hier in die Erwidernungen des Erlebenden aufgelöst. Sein Erstaunen teilt sich mit. Von der Wirklichkeit ist nur noch ihr Echo übriggeblieben. He.

Wenn man Fiera sagt, das ist dann gut so, und noch: di Padova, Fiera di Padova, die sich aufbauscht an einer linken Seite bis hin zum Anfang der Autobahn nach Destre ... wenn Sie ein Alibi brauchen ...

Da sich etwas aufbauscht, ist JOHANNES sehr fröhlich, weniger und mehr und so, schlendert so durch den leichten Staub dahin. Das Eingangstor zum Indischen Pavillon ... wie schön; Papapaveri; so dahergeredet ... Manche gehen da hinein. Auch Johannes betritt den Pavillon, zieht seine Schleife und verläßt ihn durch das Ausgangstor. Und dort sieht er ein Mädchen sitzen, das den Ausschreitenden auf die Beine guckt, die Personen zu zählen und die Zahl zu notieren. Für viel Geld wird sie das tun, die Indische Regierung hat sie dazu abgerichtet, den Blick gesenkt zu halten auf Schuhe und Strümpfe; und nur der menschliche Verstand kann, traurig zwar, aus gestakten Beinen eine Zahlenkette feilen. Und der Herr Johannes, traurig und glücklich, zieht schneller seine Schleifen, tritt hinein, tritt hinaus, er sieht sich immer stärker unter den eilenden Strichen ausgebreitet, jeder zweiter ist er schon selbst ... so eine schwerwiegende Zahl zu werden, etwas zu werden und das Glück eines fernen Ministers, das er am Abend nach Hause trägt ...

Man muß wieder und wieder einen Pavillon besuchen, wo man Johannes lächelnd versunken sieht, eingekeilt in eine Meute Mißmut, die zu Freiwein und Freioliven sich vorwärtsschiebt. Am Ziel der Schlange gießt man den Wein in die sauren Gesichter, reibt jedem seine Olive unter die Nase. Johannes allein ist wohl nicht jedermann, fühlt sich nicht schon wie die halbe Messe? auf der man Lasten trägt und Verträge abschließt? Nicht zu vergessen die Fahnen, die hier zum Wind gehören.

Und auf dem Freigelände hört man die angenehm würzige Stimme einer gewissen Frau Geßner oder Geißler schwingen, die den mikrophonischen Nachrichtendienst betreibt, Herr Bemberg aus Verona wird gebeten ... Herr BEMBERG ... Johannes, vom spanischen Wein ins Freie gesetzt, erwischt plötzlich den Klang dieser Stimme, unter Tausenden weiß er, daß sie ständig durch Pfefferminz reingehalten wird, schwingt so durch ihn, H e r r B e m b e r g, dem wohl die Tränen kommen sollten!

Aber der Abend ist besonnen. Nach dem Nachtmahl in seiner Kammer ht sich Johannes das schmutzige Hemd übergestreift, die fleckigen engen Hosen, fertig gemacht zum Nachtjob. Man muß sagen, daß Johannes Student an der hiesigen Universität ist (Padua, vermutlich). Sein Geld ist aufgezehrt, seit zwei Tagen ernährt er sich von geborgtem Brot und von Oliven aus ... Seine nachmittägliche Erhabenheit ist abgebröckelt. Nun nur noch eine kleine Nummer, eine bald verflossene. Sagt sich: schon gut so, schon gut. Und unterhält sich mit Fluchen, da er zum Messelände zurückkehrt. Dort ist es leer geworden und dunkel. Fahnen. Der Hallenwärter läßt ihn in die Halle siebzehn (für Textilien) eintreten. Unter dem eisigen Oberlicht tigert er zwischen den meistens Studenten, einige Mädchen, hängen an ihren Wischtüchern und Staubsaugern und nicken ihm zu. In einer Ecke hämmert man noch, dort herum gibt es Tangos, auf einem Gange spielt man Schach über eine Menge von Colaflaschen hinweg, die man aus den Küchen der Stände herausgeschleppt hat nebst Bier und Wein: Standwächter (wollen wir es sagen) sind eingesetzt, um ihre Stände vor den anderen Standwächtern zu beschützen und vielleicht auch vor den kleinen alten Männern der Wach- und Schließgesellschaft, die die Gänge beschlurven: später gegen Morgen mit herabnickenden Köpfen — hier hat sich wieder ein Gleichgewicht eingerichtet, das Johannes fesselt. Und zwischen dem wird er bald seinen Dienst verrichten mit halb leerem Magen: da ist der Prinzipal: da schleppt man das Zeug in die Halle, baut die alte Kamera vor den Messestand



No. No. auf, reißt die Hüllen des Standes ab. Und während der Chef schon visiert, scheucht Johannes die Besatzungen anderer Stände empor auf der Suche nach einer Steckdose für die mit grellen Birnen besetzte Lampe. Die Schnur wird angeschlossen, der Fotograf greift zur Lampe, wirft — Johannes schiebt den Deckel von der Kamera — den Schein von fünfhundert Watt auf



die ausgestellten Nachthemden und das Firmenschild, sehr eindrucksschweres NO NO, aber der Fotograf tanzt ja vor der Kamera, schmeichelt sich von verschiedenen Seiten in die Wäschestücke, während Johannes unverweilt die schwarze Schnur rütteln muß, die im Bilde läuft. Denn nun ein Bild, das entsteht, wo alles vom Schein erfaßt und abgegrast ist, von immer in Bewegung gehaltenen Schatten beschlagen, dem man den Bogen der Lampe, den tänzelnden Schritt absehen wird ... von Zeit zu Zeit fluten ein paar Takte Vivaldi herüber ... bis zum Schließen des Deckels.

Während die Müdigkeit dumpfer wird, die Halle sich auseinanderzieht, wie im Verträpfeln von schwerem Seim; müde und Takte.

Aber Johannes muß Schnuren entschlingen, Küchen nach Steckdosen abjagen (da und dort ein paar Zigaretten ins offene Hemd einstreichen), kraftlos, angepeitscht vor seiner Übermüdung. Stunden, die ihm in den Ohren verrinnen ... Und dann steht er irgendwo und so wie in einem Nachtstück, das den Atem zurückgelassen hat, wirklicher und verworrener wird, als er sich über das Mädchen beugt; das Mädchen, die zusammengekauerte Gestalt werweißwoher aus welchem Schlaf oder weiß man woher, erinnert man sich an ein Mädchen, ein. Die Karawanen Auszählen oder Indien oder Schlafen — alles an Johannes Lippen. Und was gibt es? Muß man zurücktaumeln? Solange glücklich sein, bis sich ein erschreckter Atem einfindet, das Nachtstück in einem Augenblick erwacht, Zeit für einen Augenblick, für einen erschreckten Aufschlag; ein Lächeln abringen ...

Um Mitternacht kocht der Fotograf für sich und Johannes Kaffee. Dann setzen sie sich und strecken die Beine lang. Dann trinken sie und rauchen und erzählen. Zuerst stückweise, dann zum Faden, daraus wuchert ein Gespinst — ja, ja — sagt Johannes, aufs Lauschen versessen (eine Schaufel Zucker nach der andern in die Tasse), ein Gespinst über diese schlafmatte Halle aus Geschehnis aus Soldaten Divisionen erfrorenen Gesichtern Marschbefehlen aus Geschehnis, das den Faden verzehrt. — Erzählen wir hier eine Geschichte oder folgen wir mit dem Messer durch eine Wirrnis Irrsal und Galgenwitz? als sie karelische Dörfer an der Gurgel hatten — He-ra-klleon — (wie Donner und Zither) gleichwohl vom Fotografen hergesagt, der „in der Fallschirminheit, die als erste ...“ Herakleon. Kreta 1941. Kaffee 1956. Kreta 1000 vor. Wie? Was ist das für ein Brei aus Krieg und Fotograf und Exekutionen und unterhaltenem Stabwechsel

bis man endlich wieder, einem Kreisel im Kopf, die Blende aufreißen kann, um eine Nudia-Strumpffabrikation für weite Zeiten dem Gedächtnis einzuprägen, indem der Fotograf die Schalen ausspült; und Johannes; und die Schnuren aufgewickelt, eingewickelt — ja? — ruft nicht jemand? Geschehnis in den Ohren wie ein Brausen, durch das Johannes nahezu stolpert, entfaltet sich das Geschehen in Anekdoten, vom letzten Krieg zum vorletzten Krieg zu entfernteren Gräben, in denen ein Witz gerissen wurde, nähersegelnd, zurück bleiben Kadaver, aus diesen aus jenen, endlich Bewußtloses in Schwaden und Placken, das sich irr bewegt querein durch diese Trauer diese abgestandene wie durchlässige Halle, Johannes im Angesicht von Tierreichen und Tierreichen läßt, die er lange vergessen, nun aufstehen erscheinen; es trocknet seine Lippen aus; er weiß sich nur ein Flattern, ein Flattern.

Dann sieht er sich in dem Innern eines Standes, in dem keine Bewachung schläft. Seine Sinne sind mit Merkwürdigkeit ausgeschlagen, betäubt und scharf. Die Gegenwart dünkt ihn ein klägliches Nichts: seine Hand knackt an einem Rollschrank, an dem sie den Schlüssel stecken gelassen haben: Reklame, Bestellzettel, Kleingeld (mit dem scheuchen sie am Tage fortwährend die Boys nach Cognac herum) am Tage heizen die sich fortwährend mit Kaffee und Cognac an, reichen dem Herrn von Co. & Co den Zigarrenknipser, schütteln sich minutenlang die Hand (Ihnen meine Frau vorstellen) die Standdamen, reine Kosmetik — Tierreiche ... was Sie nicht sagen, Herr Herr — Bemberg — ach ja Herr Bemberg. Ein Garnichts. Trance. Johannes steckt ein paar Zwanzigmarkscheine in die Tasche und rasselt den Schrank zu. (Warum nicht auch noch den Schlüssel als Zugabe in die Tasche stecken) dann wieder Schnuren entwickeln treibt er zur Kamera zurück, Inhaber von wenigen geübten Handgriffen, keine Gedanken, öffnet die Klappe — Licht — Dunkel — abgestanden vorüber.

Dann endlich im Morgengrauen schwanken sie aus der Halle, überlassen sie dem abgestandenen Schläfe, dem Hinwelken, schwanken in die harte Fahlung hinein, die kalt über Johannes Gesicht zieht. Hart und trostlos. (Soldaten werden.) Immer zu dieser Stunde. (Aus den Baracken gepfiffen werden, zu dieser Stunde unter einer schrillen losgegangenen Stimme dem über das Land verteilten Hahnenschrei. Oder irgendwelche stapfen zur Frühschicht ins Walzwerk aus irrem Vogelgezwitzert.) Oder

Johannes, der auf die erste Straßenbahn wartet, fröstelt, den Tag verschlafen wird in wechselnden Nebeln von Schlummer den Tag verschläft oder oder oder ...

Irgendwann schiebt sich dann ein Abend heran, schmutzig bis zum ersten Schluck Tee, noch auf Stelzen. Der letzte Messeabend, Saufaus der Nachtwächter in den Hallen. Man plündert Flaschen, ein bißchen Vivaldi in viel Sekt, Jazz, Johannes verlegt seine Schnuren durch das Horridai. Dacapo al fine: was geschehen ist geschah längst über die einsilbige Mitternachtspause hinweg (seltsam einsilbig heute nacht) geschah längst, warum muß es in dieser Halle aufgewirbelt werden: eine Welt von Wegen und Geschehnis, würgt Johannes im Halse. Kaum bemerkt er, wie sie später den Stand fotografieren, aus dem er gestern das Geld gestohlen, als der Fotograf, der eben die Fassade ableuchtet, plötzlich die Lampe herumreißt, auf die geöffnete Kamera richtet — und Johannes steht einen langen Augenblick im reißenden Schein, der ihn zu durchdringen sucht. Aber seine Augen, an andere Schrecken gewöhnt, sind heiter undurchdringlich offen, steht er da in seiner abgerissenen Kleidung, ja nun — bis sich die Lampe abwendet und man wortlos weiterhandelt weiß der Teufel warum.

Und da über kurz oder lang alle Stände in ihrer Konservierung eingegangen sind, gibt der Fotograf mit so einer Miene eingegrabener Nachdenklichkeit Johannes seinen Lohn und macht sich von dannen. Und Johannes bleibt zurück zwischen den leeren Hüllen, die von der Kamera ausgesogen worden sind, zwischen denen noch ein paar Nachtwächter pfeifen in dem Dunkel, durch das irgendwelche Begebenheiten toben, eine Wand der anderen unhaltbare Erzählungen entgegenwirft, daß man die Schlglöcher nicht sieht, irgend etwas von Herakleon flüstert oder einem langen Ach über irgendwelche Nacht. Es gab Menschen, die sich hinsetzten und langsam verhungerten, und man weiß, daß das nicht wehtut, weil das Bewußtsein mit in die Irre geht und irgendwelche Barrieren eben sich ein. Aber solange man jung ist, oder ist es nur das Begebnis dieser Stunde, Johannes überläßt sich seinem Schritt und seinem Lächeln, schlägt das Leinen eines Standes beiseite und findet sich im Lächeln des Mädchens und heute ist die letzte Nacht und dann sammelt sich alles an den Lippen und Lippen und Lippen. Und der Morgen ist nicht neblig, sondern frisch und schön und mit etwas überzähligen Geld kann man — wo spielt doch diese Messe: in Padua, richtig — mit dem Bus rüber nach Venedig fahren, quer durch die Stadt schlendern, um halb elf das Schiff nach Torcello nehmen durch einen Vormittag im Frühherbst und Sonne und den Arm um eine Schulter gelegt, und nebenbei weiß Johannes sogar, daß er irgendwann ein paar Scheine abgeben wird — aber nun vorläufig, da alle Märsche und Gänge das ganze Geschehnis aufgefressen wird, da ist Licht, sind die braunen Segel, und plötzlich kann man lächelnd sagen: vorläufig (vorläufig lächelnd).



Zeichnungen: Willibald Schutt

Ein Zwischenfall

Mit einem freundlichen Tiefschlag befreie ich mich von der Zudringlichkeit eines Archäologen. Im Weitergehen spüre ich seinen Schmerz. Aus seinen Händen fällt ein einschlägiges Werk. Er vermeidet einen Aufschrei, kriecht zu Hilfe und blättert die verlorene Stelle auf. Mir langt es schon lange. Ich komme gewappnet zurück, aufgeregter nach Gründen suchend. Er hat noch ungefähr 11 Seiten zu lesen. Verdammt.

Mit einem trockenen Schlag befreie ich ihn von der Vergangenheit und setze ihn in die Gegenwart hilfloser Gäste, die sicher das Gesetz besser kennen als ich. Aber zum Teufel! Mir liegen Umschweife nicht. Ich rolle die Ärmel hoch und gehe ans Werk. Nach einigen eindringlichen Minuten bin ich soweit, abgeführt zu werden. An der Hand eines melancholischen Polizisten, der mich versehentlich nicht nach dem Namen gefragt hatte, marschiere ich gleichgültig ab. Im Weggehen sehe ich das Opfer die vorletzte Seite lesen, ich weine vor Wut am Rockärmel meines Begleiters.

★

In der Stille eines großräumigen Zimmers verlege ich das Abenteuer und stille meinen Hunger mit Rotwein und Schwarzbrot. Ich bin im Märchen zuhause, im Heuduft zierlicher Wanderungen. Doch schlage ich der Versöhnung die Hand aus. Die Märchenwölfe klaffen verstört.

Ich habe Beamten beschimpft, die Selbstsucht tintiger Köpfe. Diese Eingebungen beweisen schlagend, ich bin an Märchen gewöhnt und kenne nicht die Forderungen eines geregelten Daseins.

Bemerkungen zur literarischen Kritik

als Aphorismen zu lesen

„Es wäre noch manches zu sagen über Weisheit, Zeitsinn und Syn- und Antithese zu dem apostrophierten Dostojewskijwerk“, so Gerhard Pallmann: Bücherkommentar III. Quartal 1956, zu Doderers „Dämon“. Dichtung ist hier in ihrem Wurzelgrund erfaßt, und es bleibt nichts mehr zu sagen. Weltweite Begriffe bevölkern die kritische Notiz, der der Atem ausgeht. Die Kritik, die sich eher mit den „letzten Dingen“ der Dichtung begnügt als daß sie schweigt, zelebriert ihr Unvermögen und rührt an den Bildungssinn des Lesers, der sich bestätigt findet. Sein Arsenal an weltanschaulichen Vermerken, seine Liebäugelei mit dem Tiefsinn werden durch einen Aufwand von Unverbindlichkeiten gutgeheißen, die Möglichkeit eines Verständnisses ausgenutzt, bei dem der Kopf eine untergeordnete Rolle spielt.

Rudolf Goldschmit geht noch einen Schritt weiter: „Kein Zweifel, daß es Achtung abnötigt, wie hier in einem Roman auch die ‚oberen‘ Möglichkeiten des Menschen, nicht nur seine Triebe und seine Geldgier, als mögliche Motive ernstgenommen werden“ (zu Rudolf Borchardt, Erzählungen, a. a. O.). Die begriffliche Abneigung des Rezensenten gegen die unteren Möglichkeiten behält sich immerhin Trieb und Geldgier als wirkungsvolles Pendant zum Höheren vor. Man hat immer die beste Meinung vom Schlechten. Die Kritik ist es dem Leser schuldig, den Hinweis auf das Höhere nicht auszulassen. Der Kritiker benutzt das Amoralische als rhetorischen Topos und als Anregung für den Leser, die Wirklichkeit zum Guten hin zu erhöhen, selbst wenn das in einer Dichtung nicht stattfinden sollte.

Indem die Kritik den Willen zum Guten bedenkenlos hernimmt, entleert sie ihn und setzt fahrlässige Erbaulichkeiten an seine Stelle.

Solche Kritik gewinnt ihren Maßstab nicht aus dem Werk: sie beurteilt es vor dem Hintergrund bewährter Vorstellungen, denen sich Dichtung aber entzieht.

Die Autorität des guten Tones verbannt die Dichtung aus ihrer erregenden Abseitigkeit und zerrt sie vor das Allgemeine, das immer schon das letzte Wort gefunden hat.

Mit kunstrichterlichem Vokabular und verdeckt pädagogischen Maximen wird Dichtung für die Attitüde einer geschlossenen und zufriedenen Welt ausgegeben, in der man sich in harmonischen Ruhestand versetzt.

So maßregelt die Kritik insgeheim die Dichtung, indem sie ihr die bequeme Eindeutigkeit eines Sinnes entgeghält, die für die Dichtung gar nicht gegeben ist.

Dieses Mißverständnis ist geradezu Prinzip der Kritik, die begreifbare Ordnung setzen muß, wenn sie Dichtung dem gütigen Geschmack ausliefert.

Der Grad begrifflicher Einlösbarkeit bestimmt den Marktwert, wobei selbst eine abwegige Genialität, in voreiligen Deutungen gründlich mißverstanden, unter die Obhut eines Sinnes kommt und sehr wohl verkäuflich wird.

Der Notbehelf der Kritik manifestiert sich als Programm, das der Dichtung vorschreibt, was sie soll — um so verführerischer, wenn es Unausdeutbarkeit einräumt, um mit ihr fertigzuwerden.

Chiffren

Wer weiß denn mehr als immer nur das Zeichen:
Den Flor von Tränen und von Rosenhauch —
Vielleicht den Schmerz von Lippen, die sich reichen
Und an den Himmeln eine Spur von Rauch.
(Albert Scholl, Die gläserne Stadt, Düsseldorf)

Der Sinn verhüllt sich in Chiffren, denen in einer Sentenz die Undeutbarkeit ausgewiesen wird. Was ehemals, zu Anfang der modernen Lyrik (Baudelaire, Rimbaud) sich dem Commensense entgegengesetzte und nach allmählicher Assimilation zur bloßen Theorie abstumpfte, bietet dieses Gedicht in sentenzhafter Ausprägung an. Es macht gemeinsame Sache mit einem Geschmack, der sich auf der Höhe der Zeit glaubt, kokettiert mit einer zerfallenen Welt, in der man schon längst wieder sein Auskommen gefunden hat, es beweist „Zeitsinn“, hat alles Erforderliche — nur eben nicht Qualität.

In dieser Bewegung ist gleichsam die Gebärde der Phrase festgehalten, die eine anfängliche Unmittelbarkeit des Ausdrucks in eine äußerliche Figur überführt. Die Phrase ver-

tritt eine abgestandene Wirklichkeit, die durch die Kritik zu einem Maßstab gemacht wird, der sich schließlich als Programm aufwirft.

Sie hält das Verständnis in den Rahmen einer vorgegebenen Übereinkunft. Es ist als ob von einer poetischen Reflexion nur noch das begleitende Gefühl übriggeblieben wäre, wie von einer Erinnerung eine hervorstechende Qualität.

„Wer weiß denn mehr als immer nur das Zeichen.“ Der Kritik wird das Verständnis versagt, sie findet den Sinn als unauflösbares Zeichen vor. In diesen Gesten, denen die sinngebende Rücksicht mangelt, ist gleichzeitig der Mechanismus der Phrase vorgeprägt.

Im Wechselspiel von Kritik und Dichtung herrscht das Gesetz des geringsten Widerstandes vor, eine einmal gefaßte Form gutzuheißen. Es gibt eine Tragik des Ausdrucks, im Augenblick des Erfaßtwerdens der Eindringlichkeit verlustig zu gehen, daß er gar nicht mehr die Reizschwelle des Verständnisses überschreiten kann.

Diese Vorsicht wird in der Kritik praktiziert, indem man aus einem geschlossenen Rahmen nicht heraustritt, um alle Ereignisse und Wendungen einer Dichtung mit mildernden Umständen zu versehen, daß sie trotz möglicher Extravaganz zu ein Schema verheftet sind.

Die Kritik kann aber ihre Methode ändern, um den Verdacht, sie leiste der Banausie Vorschub, von sich abzuwenden.

Da vor allem anderen der Verständigungscharakter ihrer Sprache die Kritik von ihrem Gegenstande trennt und sie der Landläufigkeit anhängen läßt, reduziert sie ihre Diktion auf einen quasi-künstlerischen Gestus. Sie verflüchtigt Reflexionen in das oszillierende Spiel sich wechselseitig aufhebender Begriffe und in die Brillanz einer selbstgenügsamen Syntax die Formulierung ersetzt den Sinn, sie trifft, wenn sie überrascht.

Der Jargon der Kennerschaft spielt sich als Ausdruck feinsinniger Reflexion auf; in der Ungreifbarkeit seiner Aussage glaubt er sich dem Kunstwerk verbunden. Die Mehrdeutigkeit des Ästhetischen hat aber mit der unverbindlichen Vieldeutigkeit eines Geschwätzes nichts gemein.

Das Kunstwerk, abgehoben von der gemeinen Verständigungsebene, durchdringt diese mit zwingendem Anspruch; die Akrobatik eines Rezensentenstils verfestigt die sprachliche Konvention, indem sie in ihr Möglichkeiten zu finden vorgibt, die ihr prinzipiell fremd sind.

Das naive Vokabular bürgerlicher Tugend- und Kunstanschauungen wird leicht durchschaut, wenn die Literaturkritik es als Nomenklatur benutzt; ehrlich oder verlogen, wie es ist, stellt es sich dem Kunstwerk kaum noch in den Weg. Die aufgeplusterte Unverständlichkeit hingegen, die alles und jedes bedeutet, verdeckt mutwillig den Abstand, den alles Sprach- und Denkübliche vom Ästhetischen hat.

Die Absicherung der Konvention gegen den künstlerischen Eingriff vollzieht sich gerade dort, wo ästhetische Unergründlichkeit in der Unverständlichkeit sanktionierter Denkspielerei kopiert wird.

Um nicht ideologisch zu werden, und aus diesem Grund das Kunstwerk verfehlen zu müssen, meint die perfektionierte Kritik, sich einen Standpunkt versagen zu sollen. Durch eine Menge historischer Requisiten sucht sie den Verlust ihrer geschichtlichen Position auszugleichen.

Ein Mißverständnis auch hier. Das Kunstwerk bezeichnet seinen historischen Ort, von dem es sich entfernt. Es ist nur darum mehr, als seine geschichtliche Bedingung verrät, weil es diese Bedingung in sich aufhebt.

Die perfektionierte Kritik gefällt sich im universalen Mißtrauen — das nun einmal die schlechteste Skepsis ist. Ihre vermeintliche Dynamik ist Lähmung, Befestigung eines Zustandes. Die ästhetische Überwindung historischer Bedingung wird von der Kritik als ein Mechanismus der Relativierungen nachgeahmt, die zu nichts führen.

Die perfektionierte Kritik unterscheidet sich im Grundsätzlichen durch nichts von jener naiv-treuerherzigen Kritik, die mit einer Unzahl hochachtbarer Begriffe das Kunstwerk totschweigt. Nur die Methode hat sich geändert, sie ist up to date.

Der Stundenschlag in der literarischen Kritik ist die Negation. Die Phrase büßt ihre Bedeutung mit zunehmender Verbindlichkeit ein, daß sie schließlich in sich selbst zerfällt. In diesem Augenblick reicht die Kritik an die Phrase selbst heran und zerstört die Illusion ihres Sinnes.

An die Stelle einer ausgekannten Welt, die Sicherheit verspricht, wenn man vorgeprägte Bahnen beschreitet, tritt der blitzartige Einbruch einer Dichtung, die die bekannte Welt in sich aufnimmt und zerstört.

Der Dichtung selbst wohnt ein kritisches Moment inne, dem die literarische Kritik freilich vergeblich nachsetzt. Die Begrifflichkeit neuer Kriterien bildet sich mit dem Anwachsen des Unbehagens, daß man dem Neuen gegenüber empfindet. Die erste Lektüre, durchwaltet von dem Groll des Unverständnisses, drängt zur Definition des Neuartigen. Dieser Generationswechsel wird mit Vehemenz ausgetragen und kennzeichnet die geschichtliche Einsträngigkeit des Periodischen.

Die gängige Kritik, allein auf das Einhalten ihres Programmes bedacht, fordert das geschichtslose Kunstwerk. Ihre ideologische Stütze daß Dichtung nichts anderes als Erbaulichkeit liefern müsse, in der die gesellschaftliche Harmonie gewahrt bleibt, verfestigt sich zu Slogans.

Daß jede Dichtung im Nacherleben gleichsam einen irrationalen Wert empfängt, der ganz vom Gefühl durchzogen ist, fördert nur die phrasenhafte Geschwätzigkeit der Kritik, die mit Seinsbezügen aufwartet, um eine Bagatelle zu skizzieren.

Im Avantgardismus ist die Rebellion gegen die Phrase geradezu Stilprinzip geworden.

Die Kritik ist hier in die Literatur selbst eingegangen.

Homunculi

Mach mal Pause

trink
Coca-Cola das ist köstlich!

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Eine Weltverpflichtung. Israels Recht auf Existenz
Franz Böhm in Die Gegenwart. 1956, H. 16.
- Die Prüfung des Südens. Weiß und Schwarz in USA
Alistair Cooke in Der Monat. 1956, H. 96 und 97.
- Das jüdische Friedenswerk inmitten der arabischen Welt
in Frankfurter Hefte. 1956, H. 10.
- Was verstehen Frauen von der Politik?
Alfred Kellner in Der Monat. 1956, H. 94.
- Problem — Schema der deutschen Wiedervereinigung
Eugen Kogon in Frankfurter Hefte. 1956, H. 8.
- Die zweite Revolution. Polens Weg vom Tauwetter zum Aufstand
Erik Nohara in Der Monat. 1956, H. 95.

Wissenschaft

- Geschichte der Biologie. Die historische Voraussetzungen der modernen Biotheoretik.
Theodor Ballauf in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 17/18.
- Vorschläge zur Reform der Rechtspflege
Helmut Coing in Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 10. 10. 1956
- Moderner Wissenschaftsbegriff und philosophische Tradition
Helmut Plefner in Universitas. 1956, H. 8.
- Theologische Elemente der abendländischen Wissenschaft
Demis de Rougemont in Merkur. 1956, H. 8.
- Soziologie als Instrument des Konformismus
Kurt Sontheimer in Frankfurter Hefte. 1956, H. 8.
- Psychologie und moderne Wirtschaft
August Vetter in Universitas. 1956, H. 8.

Kultur

- Alban Berg
Theodor W. Adorno in Merkur. 1956, H. 7.
- Aufsätze zum Thema Bildung
in Offene Welt. 1956, H. 45.
- Das Problem der großen Vorlesung
Walter Gerlach in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 12.
- Unser Unbehagen an der Geschichte
Hermann Heimpel in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 29. 9. 1956.
- Die veränderte Leistungsfähigkeit der heutigen Jugend
Albert Huth in Universitas. 1956, H. 6.
- Die Kirche in den Völkern Europas
in Dokumente. 1956, H. 4.
- Die Lage der deutschen Hochschulen mit Beiträgen von Helmut Coing, Karl Jaspers, Hermann Heimpel, Heinrich Troeger, Friedrich Edding, Siegfried Morenz und Gerhard Heß
in Die Gegenwart. 1956, H. 13—18.
- Picasso oder der große Zwang
Carl Linfert in Der Monat. 1956, H. 97.
- Bildung, Halbbildung, Unbildung
Theodor Litt in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 13/14.
- Politische Bildung heute
Felix Messerschmid in Politische Studien. 1956, H. 77.
- Der einzelne in seiner Angst. Ein Wort zu den Massenreaktionen unserer Zeit
Alexander Mitscherlich in Frankfurter Rundschau v. 8. 10. 1956.
- Bekenntnisse und Flucht als Lebensproblem des modernen Menschen
Werner Schöllgen in Universitas. 1956, H. 9.
- Studenten unter der Diktatur
in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 12.
- Humanistische Bildung und Berufsleben
Hans Wencke in Universitas. 1956, H. 9.

Mit Millionen von Wettfreunden
ständig im Dienste des Sports

**HESSEN-TOTO**
IM WEST-SÜD-BLOCK

RETINA I

Schneider Kreuznach 1 : 3,5
gut erhalten, mit Bereitschaftstasche preisgünstig abzugeben.
Tel.: 5 62 61

DKW RT 125

Baujahr 1951, 25 000 km unfallfrei gelaufen, preisgünstig abzugeben. Tel.: 2 56 54

Treffpunkte

In einem Kurbad

Villen in Weiß. Distanziert und schweigsam, wie Mausoleen in gezüchteten Parks. Die Ruhe ist zeitvergessen, ihr Anblick elegisch, ihre Planung gehört einer Epoche an, die in Theatersälen und Hotels gesteigertes Dasein lebte. Davon ist nur wenig geblieben. Wer von „Draußen“ kommt, findet sich an einem Ort verschlagen, an dem der Kult mit dem Ereignislosen die Mühsal einer Existenz nicht mehr verübt. Luxus war ein Talent der Späten. In Marstall, Spielbank und Ecartéclub zog das Zeitalter, das seine Müßiggänger in die Bäder schickte, die wohltemperierten Skandale groß: letzter Dialog der Hautevolee, das einzig noch verbliebene Prinzip der Zwiesprache. Wer gelernt hatte, Roulette zu spielen, kannte die Wonnen der Ermattung. Versessen auf das Glück einer enger und enger kreisenden Kugel, widerfuhr ihm die Einsicht in die Ungültigkeit seines Lebens. Er gab sich als Märtyrer der eigenen Müdigkeit.

Das Gebrechen hat seinen Zauber verloren. Die Müdigkeit, die einmal Stil gebildet hatte, ist zur Ödnis uniformer Eleganz ergraut. Die Attitüde des Abenteurers kehrt kunstlos wieder in der graumelierten Blasiertheit eines Weltmannes. Nichts wird ihm Enttäuschungen bereiten, nichts wird ihm sein schales Glück verschatten. Krankheit trennt nur. Schmerz vereinzelt. Vielleicht hat gar nicht dies ihn hergetrieben. Doch geht er neben anderen auf bekiesten Wegen spazieren und schaut in die Sonne, als ob sie sein versteinertes Lächeln erweichen könnte.

... Villen in Weiß. Keine Geschichte hat ihre Mauern befleckt. Ihre Unberührtheit ist bestrickend, wie manchmal Melancholie. Vor allem morgens, während die Sonne über den Bergen im Rücken der Stadt aufsteigt. Der Kurgast, der am Frühstück nippte, klemmt das Frottierzeug zwischen die Bügel der Tasche und schreit gemächlich — manchmal mit Stock — zum Thermalschwimmbad. Der Kassierer kann seine Glaskassette am Kurpark beziehen. Später wird er — Groschen heischend — die Overtüren behüten, damit kein Unbefugter sie höre. Um wieviel realer als das Tun ist Langeweile.

Sonnenschirme — zitronengelb, königsblau, zinnober. Gegen den mausgrauen Dunst der Ebene gestellt. Sie erwecken den Eindruck von Strand, Meer, Unermeßlichkeit: plötzlich begreift man, daß es vergeblich ist, Distanzen zu messen. Wer die Fernen errechnet, die ihn umgeben, zerstört den einzigen Raum, innerhalb dessen seine Sehnsucht noch eine Berechtigung hätte. Unter Umständen ist Heimweh kein Kilometerproblem.

Sonnenschirme — Nippes der Terrassenbesitzer. Aber mittags ist das Sonnenlicht längst eingedickt in farblose Schwüle. Der Hotelboy, der die Stellagen abräumt, steht erschrocken vor der Dame, die sich im vermeintlichen Schatten des Schirmdachs eingekellert hat. „Lassen Sie“, sagt sie klamm. Und der Boy: „Aber die Sonne ist weg!“ Dann sie: „Das macht doch nichts!“ Sie ist weiß, wie Jahrzehnte. Sie verschränkt sich, als seien ihre Füße vereist. Die Rede vom lichtscheuen Gesindel ist eine eklige Banalität. Die sich ihm zurechnen, haben vom Himmel genug und sind in die Finsternis verliebt. Schon der Mond brächte sie außer Atem.

Sonnenschirme — um das Rondell der Kaffeegärten gesäumt. Ein Herr sitzt da mit weißen Schuhen aus Gummi, in blauem Flanell. Als hätte er sich früher gewünscht, etwas Tolles zu unternehmen, dann sich besonnen, Geschäfte besprochen und Zerstreungen gehabt. So sieht er aus. In der nächsten Stunde kann man ihm dreimal begegnen. Jedermal steckt sein Blick messerscharf in der Schönheit einer Zufallsgefährtin. Als er aufstand, hätte man sich noch um sein Lächeln reißen können. Nun sitzt er wieder dort, abgeflirtet, unter Sonnenschirmen. Dasein ist hier aufs Warten angelegt. Das Abenteuer — gesteigerte Einsamkeit. Delirium der Entkräfteten. Nichts ist ihm von der Anmut der Hochstapelei geblieben.

Selbst Verliebte, die so gedankenlos den gebrechlichen Schritt der Kurgäste gehen, berühren einander vorsichtiger als irgendwo. Der Verzicht liegt zu nahe. Die Realität ist hauchdünn. Eine Autohupe, wenn sie gestattet wäre, risse die Welt entzwei.

In einem Nachtclub

RIALTO — Nachtlokal am Bordstein. Eingequetscht zwischen verschrobenen Häusern, in einem abgedunkelten Hofschacht, auf dem der Himmel steht und horcht. Die Schaukästen am Eingang lassen Verweilende nur als Postscriptum gelten. Ihre Gesichter sind abgetrieben, ihre Gespräche verdurstet, ihre Regungen werden von Fotos gebrandschätzt, die hinter synkopischem Licht ihre erotische Verheißung deklamieren. Rendezvous in As-Dur: den Drangsalen des Mittags entrinnen, dessen Helligkeit sich überstürzt, und den rauchigen Abend überstehen, der die Seufzer mit spitzen Laternen auf den Asphalt schreibt — welche Zuflucht dieser Ort, der die Sehnsucht der Verbliebenen ohne Scham zur Kenntnis nimmt! Ihre Einsamkeit ist nicht ins Herz gepflanzt. Ihr Traurigkeit hat keine Fittiche, die sie vor den Monotonen ihres Daseins in Schutz nähme. Den Nächten ausgeliefert, für die es keine Antithesen gibt, lösen sie ihre Spannungen in den pfaublauen Chansons der Katakomben. Ihr Schmerz hat Saisoncharakter.

Die Stimme des Portiers äst auf der Straße. Die Sprüche, die ihm aufgetragen sind, rascheln wie Krokants in den vergilbten Ohren von Einzelgängern. Nur Zögernden dotzt er die bösen Blicke als Tennisbälle ins Gesicht. Zwei Kinnladen, die ihm ein Zyniker zur Jahreswende in Blei gegossen hat, eine rüde Nase. Sein Leib liegt in Silbertressen, er bellte sonst — so mächtig ist er. Leiser als der Abflug eines Zaunkönigs gleitet er in den Schatten einer Loggia. Ihre Dunkelheit hängt schlingernd über ihm, er raucht. Das Geschlecht der Wächter ist durch alle Zeiten gewandert. Keine Zukunft hat ihm das Blut zersetzt, kein Glück hat es mürbe gemacht. Europa besteht aus denselben Details wie die Gärten der Tantaliden — es behütet dieselbe Qual.

Ein Prunk für Granden und Pompadouren: das Treppenhäus in Marmor, teppichbelegt, Rahmen aus Gold, Trotteln, Volants — alles ist auf Überzeugung berechnet. Auch wer zweifelt, ist gegen die Kraft der stummen Dinge nicht gefeit. Der Dialog wird in Wünschen und Befindlichkeiten geführt; soweit sich abstrahieren läßt: in Parfum, Seide, Perlen, Sekt. Lust läßt sich auf keine Kontroverse ein.

Das Flüstern ist dichtgehäkelt, die Luft purpurbau, auf den Tischen stehen kleine Pfützen salmigen Lichts. Der Kellner, der die Karte serviert, wäscht sein Tuch darin. Er ist lakrizschwarz, eine Locke in der Stirn, seine Dienstbarkeit gibt sich in adriatischen Silben kund — ein hochkantiger Gast winkt leise und versunken. Als sei eine Tulpe versehentlich in ein Aquarium hineingewachsen und vom Widerschein der Fische befruchtet worden. So sitzt er da. Wenig später kommt seine Freundin zurück. Wenn sie ihn anstrahlt, müßte er den Geschmack kandierter Veilchen auf der Zunge spüren. Aber seine Zärtlichkeit bleibt beziehungslos. Die Existenz wird hier vom Weltall subtrahiert. Sie genießt das Ermatten ihrer Argumente. Sie inhaliert die Wirklichkeit und ihre Gegenbeweise und überläßt die Formulierungen dem Saxophon.

Gegenüber ein blaues Licht am Polizeirevier, Römisch Eins. An der Tür und im Fenster die Beamten ohne Koppelzeug und Knüppel, den Blick in die Straße gerammt, das Laster mit der Seele suchend. Daneben renkt ein Torbogen zwei moosige Giebel auseinander. Eine Katze zielt aufs Pflaster, springt ab. Mitten durch die Zärtlichkeiten eines Liebespaares, das in den Torangeln hängt, wie eine Dolde.

Helmut Krapp

Fabel

Ein Mensch ängstlicher Natur, dem allein schon die Vorstellung von Gefahr in Schrecken verjagte, beschloß sich zu sichern, um dem Grauen aus dem Weg gehen zu können, das überall auflauerte. Er kehrte sich von der Welt ab, errichtete in einsamer Gegend, die er freilich mit seinen Träumen bevölkerte, rings um sich eine Mauer, die er nach oben hin zu schließen beabsichtigte, so daß sie zu einem kegelförmigen Gebäude hochwuchs. Er mühte sich mit Steinen ab, die er von überall her zusammentrug, wobei er zuweilen

riesige Wegstrecken zurücklegen mußte, da er nur bestimmte Formen für seinen Bau verwenden konnte. Obwohl er mit größter Umsicht ans Werk ging, konnte er es nicht verhindern, daß schließlich der Schutz über ihn hereinbrach und ihn begrub. Da keiner in der Nähe weilte, konnte niemand die Feststellung treffen, daß ein solches Maß an Schutz keineswegs eine Sicherheit bietet.

Mit einigermaßen bösem Blick:

Zuviel Platz für wilde Tiere

Wenn in der Manege unter dem Tusch des Orchesters das Fallgitter sich hebt und der große Löwe, vom peitschenschwingenden Dompteur freudig begrüßt, hereinspaziert kommt, mit einer Verneigung zum atemanhaltenden Publikum aufs Podest steigt, gähnend seinen zahnstrotzenden Rachen aufreißt und mit markerschütterndem, von Wüstenweh und Blutdurst geilem Brüllen das Zelt erfüllt (gut gebrüllt, Löwe!), um endlich mit verächtlicher Blasiertheit seine plumpen Künste den staunenden Gästen vorzuführen — dann räkelst man sich auf den harten Sitzen der Galerie im Wechselbad wohliger Schauer und vertraut den eisernen Gittern, die das schweifwedelnde Stück kaum gebändigter Schöpfungsfrühe daran hindern, die Wunder der Dressur Lügen zu strafen und sich mit uns degenerierten Sensationslustlingen (sagen wir ganz milde:) den Bauch vollzuschlagen. ABSATZ.

Wenn aber an Stelle des Gitters nur ein Rudiment von Schutzvorrichtung, man könnte es immerhin Katheder nennen, das wilde Tier vom Sprung auf die schlotternden Opfer abhält, wenn kein peitschenknallender Dompteur sich findet, der der mähnenumwallten Intelligenzbestie Unmanierliches verwehrt, bei Höhepunkten des Dressuraktes rauschend das Orchester einfallen ließe und dem zitternden Publikum mit seinem eigenen schmackhaften Leib für die gelungene Zähmung bürgte; wenn statt dessen die Tür aufgeht und das große Tier, gut im Saft und strotzend von besserwissender Arroganz, allein die Manege betritt, den verschüchterten Gästen einen knurrenden Seitenblick zuwirft, auf das Podium springt und schon brüllend, tobend, schmatzend seiner bravourösen Gehirnrobotik frönt, mit giftigen Dünsten die Atmosphäre schwängert, den circus maximus mit exorbitanten Seelenkindern bevölkert, immer üppiger sich balzt und spreizt und brüestet (da haben wir doch das drastische Wort „nervenerfetzend“ vergessen!) — dann vermag die faszinierte Menge auf der Galerie sich kaum mehr zu halten, taumelnd zwischen Angst und Wonne treibt es sie zu zweifelnder Mimikry ans tobende Ungeheuer, bis sie endlich beim triumphalen Finale in tosendem Getrappel ihre aufgetauten Affekte entladen darf und erschöpft in den müden Zivilisationsschlaf des längst gezähmten Mitteleuropäers zurücksinkt, friedlich ein karges, aber holdselig serviertes Mensamahl ersehnd. ATEMPAUSE. Die ungebändigte Kreatur verläßt indessen, Schweißbäche von der Urlandschaft ihres Wüstenhauptes wischend, die Stätte ihrer Taten und strebt gierig den Fleischtöpfen voll schlotternder Examenkandidaten zu, um die erschlafte Muskeln, Stimmbänder, Gehirnwindungen (noch präziser wäre: den Seelenbizern) für die nächste big show genüßlich zu mästen. STERNCHEN.

Einmal jedoch, geht das Gerücht, einmal soll es geschehen, daß auch diese letzten Bestien gebändigt und in noologischen Gärten hinter Gittern eingesperrt werden. Dann könnte man sonntags, zu halben Preisen, die Jüngsten vor die Zwinger mit den Kathederimitationen führen, auf die geknickten, heulenden Ungetüme deuten und versonnen erzählen, es habe einst eine archaische Zeit gegeben, in der solch reißende Urweisheiten zum Schrecken aller sanftmütigen Mikrocephalen noch in Freiheit umherliefen. Vielleicht fragt dann einer der Kleinen in gleichsam edler Einfalt: „Was ist das, Pappi — Freiheit?“ (Ach, wie der Mond am Himmel prangt!) ENDE. keineswegs von Kafka

Photodruck
preisgünstig für alle
Drucksachen.
Dissertationsdruck.

Die **photocopie** Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 718441

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN
Inhaber Dr. H. Bergmann
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)
Telefon: 93633 u. 95264
Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften

So urteilt der Nachwuchs

zur Vervollständigung des Weltbildes ...

Ein Student aus Erlangen:
„Der Industriekurier hat mich fast mein ganzes Studium hindurch begleitet und viel dazu beigetragen, mich in aktuellen politischen und fachlichen Fragen auf dem Laufenden zu halten ... Die Lektüre hat Überprüfungen meines Weltbildes beigetragen. Besonders begrüßt habe ich immer die glückliche Verbindung technischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge.“

Ein Diplom-Volkswirt schreibt:
„... wie man sich's nur wünschen kann“
Es kann nicht eindringlich genug betont werden, daß zum Volks- und betriebswirtschaftlichen Studium eine gute Kenntnis des aktuellen Wirtschaftsgeschehens unerlässlich ist. Diese Kenntnis vermittelt der „Industriekurier“ in so umfassender Weise, wie man sich's nur wünschen kann. ... Ihre Kommentare sind eine wertvolle Ergänzung zu den eigenen Stellungnahmen.“

Die Forschungsstelle einer Universität:
„... sehr ergiebig für unsere Zwecke ...“
Ihre Zeitung liegt in unserer Bibliothek zur Benutzung für die Studenten aus und wird später in unserem Archiv verarbeitet. Für unsere Auswertung interessieren uns besonders Ihre Marktberichte, Geschäftsbereiche und Bilanzanalysen. Sehr ergiebig für unsere Zwecke sind außerdem Ihre Berichte „Aus der Wirtschaft“. Die in Ihren Bildern der Börsenprospekte „gehört zum geistigen täglichen Brot“ ...

Studentin aus Hamburg:
„Ein so wirtschaftlich orientiertes Blatt zum „geistigen täglichen Brot“ eines Studenten, der neben seinem akademischen Fachwissen an aktuellen Tagesfragen interessiert ist ... Häufig werden in den Prüfungen aktuelle Anlässe zum Entwickeln von theoretischen Problemen benutzt. In diesem Zusammenhang kann ich sagen, daß der „Industriekurier“ eine gute Informationsquelle ist.“

über den **Industriekurier**
Deutschlands einflussreiche wirtschaftspolitische Zeitung
Düsseldorf - Pressehaus - Martin-Luther-Platz

FORDERN SIE PROBENUMMERN AN!

An den
„INDUSTRIEKURIER“
(22a) Düsseldorf, Pressehaus

Senden Sie den INDUSTRIEKURIER kostenlos und unverbindlich an:
Name:
Ort:
Postfach/Straße:

Der Vorzugspreis für Studenten beträgt DM 2,36 statt DM 6,36 im Monat.

1000 km Eiserner Vorhang

Das erste Staunen bei der Ankunft galt nicht dem Fremdländisch-Exotischen oder der Tatsache, daß man wirklich in Haifa, dem modernen großen Hafen Israels angekommen sei. „arrival tomorrow in the early morning“ hatte ja bereits gestern die Bordzeitung prunkvoll in hebräisch und englisch verkündet. Das Staunen galt einfach dem Grün. Alles war grün, der Karmel, die Berge nach Galilea zu, selbst in der Stadt zahlreiche Parks, Gärten, Bäume, noch im ersten Morgentau. Nicht daß das Auge in den fünf Tagen der Fahrt womöglich stumpf geworden wäre von dem einerlei-ewigen Blau des Wassers und des ständig wolkenlosen Himmels, das Grün also nur vorgespiegelte Attraktion beleidigter Ermüdung. Vielmehr hatte Italien, Elba, Stromboli, Sizilien zu stark das Bild des Kahlen, Felsigen, Baumlosen vorgeprägt, auch Kreta war stundenlang als zerrissene Gebirgseinöde vorübergeglitten.

Solch Unerwartetes, hier unschuldiges Paradox einer Mittelmeerküste, wurde zwar nicht ganz zum Gewohnten, aber doch immerhin zu naiv Erwarteten, so daß man fast ungeduldig wird an Tagen, die sich in dieser Hinsicht als störrisch erweisen. So etwa eines Abends, die Zeit war fast versäumt, noch eine Viertelstunde bis Mitternacht, in Tel Aviv, von Freunden nach Hause gehend — es war über Deutschland gesprochen worden, was sollte sich Außergewöhnliches dabei ergeben haben? — gab ich, seufzend über soviel Unglück, einem Bettler fünf Piaster. Er sagte nichts. Nichts? Nach ein paar Schritten kehrte ich zurück, schützte, fragend, die unerlaubte Neugier des Fremden vor. (Die Sprache muß, wenn man des Hebräischen nicht mächtig ist, erst ausgehandelt werden: Deutsch sehr häufig, Jiddisch natürlich, bei Gebildeteren oder der Jugend englisch, durch die starke Einwanderung aus Nordafrika auch oft französisch.) „Du mußt mir danken“, sagte er, „daß ich Dir Gelegenheit zu einem guten Werke gebe.“

Aber das Grün der Bäume schien — es war Anfang April, kurz vor der Mission Hammarskjölds — denn doch eine böswillige Täuschung pazifistisch bundesbürgerlicher Augen gewesen zu sein, es verwandelte sich, mit den ersten Schritten auf israelischem Boden, immer mehr in das Olivgrün von Soldatenuiformen, oft durch die Sonne, erdfarben gebleicht. Überall Patrouillen, Kontrollen, ständig Attentate — die vielbelachten „Gruselmärchen“ der Bordzeitung erwiesen sich als beinahe vorsichtig redigierte Communiqués. Es war der Vorabend des Yom Haazmauth, des Unabhängigkeitstages, der zum achten Mal begangen werden sollte. Das landesübliche Beförderungsmittel, ein Scheruth (eine Art Überlandtaxi mit acht Sitzen), fuhr langsam an der „Generalprobe“ der Parade vorbei: kilometerweit Panzer (die, nur für einen Tag von der Grenze abgezogen, noch mit dem braunroten Löbstaub des Negev gepudert waren), Kampfwagen, Geschütze, männliche und weibliche Abteilungen der verschiedenen Truppengattungen — ein unangenehmes, aber leider notwendiges Bild. Notwendig, wenn man die geradezu groteske geographische Lage Israels bedenkt. Ein Territorium, knapp von der Größe Hessens, dessen Grenzen, sämtlich gegen feindliche Staaten, etwas über 1000 Kilometer lang sind. An einigen Punkten beträgt die Entfernung von der transjordanischen Grenze zum Meer knapp fünfzehn Kilometer... (siehe Skizze).

Es ist Sonntag, man findet sich noch nicht recht darein, daß das „Werktag“ bedeutet. Feiertag ist hier Schabbat, der Freitagabend mit Einbrechen der Dämmerung beginnt und am Samstag um die gleiche Stunde endet. In dieser Zeit ist ungewohnte Ruhe: Keine Autobusse, Züge (allerdings spielen die wenigen Eisenbahnlinien ohnehin noch keine große Rolle), nur zwei, drei offene Restaurants — die israelische Jugend hat dafür das sarkastische Sprichwort: „Am Schabbat kann ein Junggeselle verhungern.“

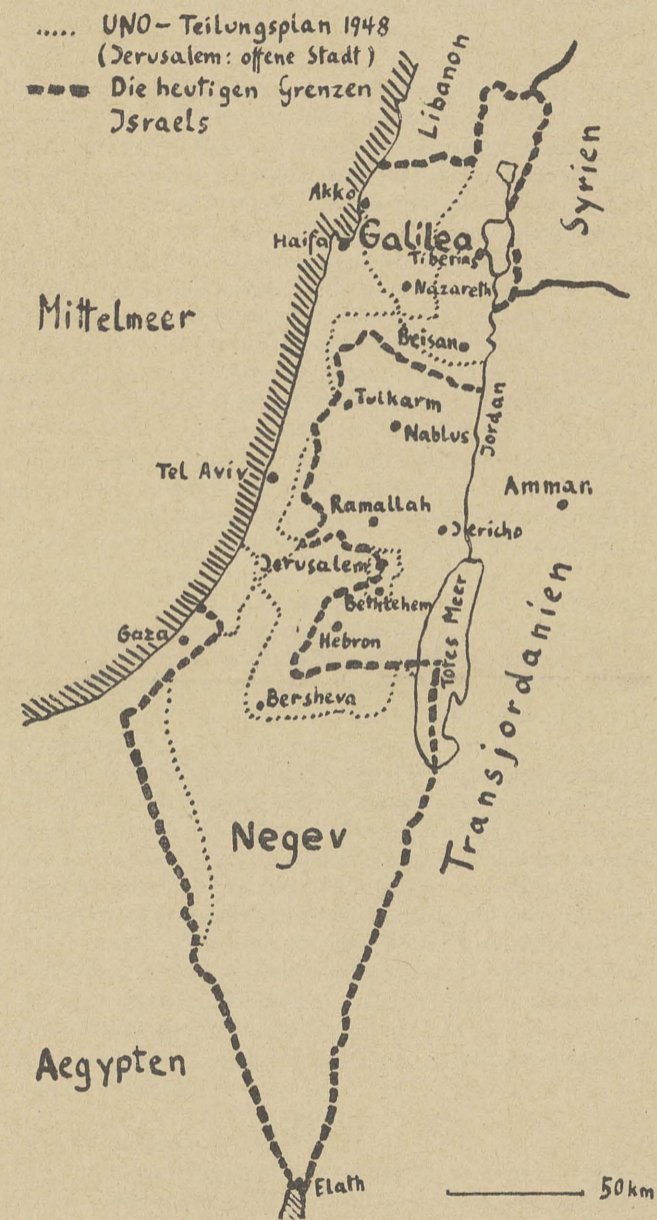
Knapp zwei Fahrtstunden von Haifa entfernt beginnen die ersten Häuser von Tel Aviv, der größten, erst 1909 gegründeten Stadt Israels (ca. 350 000 Einwohner), sehr großzügig angelegt, breite Straßen, moderne, flach gedeckte, nur zwei- bis dreistöckige Häuser, fast immer mit kleinen Gärten (seit einigen Jahren sogar durch Gesetz gefordert). Nachmittags — die Arbeitszeit hört wegen des Klimas schon um zwei oder drei Uhr auf — viele Menschen auf den Straßen, alle sehr einfach angezogen. Luxus gibt es in Israel beinahe nicht, wenn, dann meistens „reserved for strangers“. Für den Nahen Osten, auch im Vergleich zu Süditalien etwa, alles sehr sauber. Nicht, das ist selbstverständlich, im Vergleich zu der klinischen Antisepsis mancher mitteleuropäischer Wohnungen, bei denen es Äußeres und Bewohner gleichermaßen zu sterilem Konformismus gebracht haben.

Da wo Sterilität am Platze ist, bleibt kein Makel: Drei große Krankenorganisationen — Hadassah, Kupath Cholim und Malben —, sämtlich korporativ oder halbstaatlich, ähnlich wie in England, keine Privatärzte. Der Unterschied zwischen den 900 Olim (Einwanderern) aus Marokko, die mit dem gleichen Schiff in Haifa ankamen, krank, schmutzig, mit Ausschlägen und den gefährdeten Augenleiden, und den Israeli ist sehr beeindruckend. Das durchschnittliche Lebensalter stieg von 54 Jahren im Jahr 1927 auf 67 Jahre im Jahr 1951. Als Vergleich dazu die Angabe der letzten ägyptischen Statistik: 31 Jahre. Diese Olim werden bei ihrer Ankunft untersucht, eventuell in Krankenhäuser eingewiesen, erhalten, soweit sie nicht orthodox und also des Hebräischen kundig sind, Unterricht in der Landessprache, die im Umgang kurz Iwrit genannt wird. Sie werden dann sofort in die über das ganze Land verteilten Maabaroth gebracht, vorläufige Ansiedlungen aus Blech- oder Holzhäusern, Kernpunkte späterer Dörfer. Der letzte zionistische Kongreß hat aber jetzt beschlossen, die Olim direkt in schon bestehende Siedlungen einzuweisen. Dabei wird ihnen freigestellt, ob sie sich in einer religiösen (Gemeinschaften der Misrachi), sozialistischen (Kibbutzim, die aber auch orthodoxen Charakter haben können) oder ungebundenen Ansiedlung niederlassen wollen. Soweit es bäuerliche Siedlungen sind, wird zuerst der Boden anbaufähig gemacht, die durch jahrhundertelange Erosion an die Oberfläche getretenen Steine werden mit riesigen Geländemaschinen zur Seite geschoben und aufgeschichtet, der Boden mit Tiefpflügen aufgelockert, die Kuppen der Hügel aufgefördert, um die Gewalt der winterlichen Regenfälle zu mildern. So sind, um ein Beispiel zu geben, seit Beginn der Einwanderung gegen Ende des 19. Jahrhunderts bisher insgesamt über 35 Millionen Bäume gepflanzt worden, davon seit der Staatsgründung 1948 allein über 26 Millionen. Solche Zahlen geben natürlich kein „reines“ Bild, man muß sie vielmehr vor dem Hintergrund der unglaublichen Aufnahmezahlen sehen, die eine schwere Belastung des Budgets bilden. 1948 lebten 650 000 Juden im damaligen Palästina, dazu kamen bis zum heutigen Tag knapp eine Million weiterer Emigranten, so daß heute die Bevölkerung Israels, einschließlich 200 000 Nichtjuden (fast sämtlich Araber) etwas über 1,8 Millionen beträgt. Daß dies ohne eine tiefgreifende Inflation des Israelpfundes möglich war, hat, wenn man einmal von dem auf Grund des Schilumim-Abkommens von

Deutschland Beigetragenen absieht, zwei Gründe: Einmal die bedeutenden Zuschüsse der amerikanischen Juden, die einschließlich langfristiger Kredite jährlich 130—140 Millionen Dollar betragen. Hauptsächlich wird allerdings der latente Gefahr der Inflation durch die außerordentlich hohe Steuerbelastung des Einzelnen und die starke Nivellierung der Einkommen entgegengearbeitet. Als — nicht didaktisch gemeintes — Beispiel möge das Gehalt eines Universitätsprofessors dienen, das bei 450 Pfund (etwa 900,— DM) liegt, von denen ein Drittel als Steuern abzuziehen sind, es verbleiben also etwa 600,— DM, bei wesentlich schwächerer Kaufkraft.

Der Idealismus und die Selbstlosigkeit der Israeli während des Unabhängigkeitskrieges ist genügend bekannt. 650 000 Juden gegen 35 Millionen Araber, deren Truppen nach Abzug der britischen Mandatsbesetzung in das von der UNO den Juden zugesprochene „Israel“ (siehe Karte) einmarschierten. Wenn die etwas siegesbewußten Araber damals gewußt hätten, daß die Juden nicht nur das ihnen zugesprochene Gebiet erfolgreich verteidigen, sondern weitere große Gebiete hinzuerobereten, wäre der heutige Konflikt, zu einem großen Teil auf dem Trauma der arabischen Niederlage beruhend, weniger stark.

Sehen wir also einmal auf die Tradition dieser „Selbstlosigkeit“, die ihren eindrucksvollsten Ausdruck in den kibbutzim gefunden hat. Diese Dorfgemeinschaften wurden zuerst von der großen Aliah (Einwanderung) aus Rußland, nach der gescheiterten Revolution 1905, gegründet. Es sind, horrible dictu, kolchoseartige Gemeinschaftssiedlungen. Der Unterschied zur Kol-



dose sowjetischer Prägung ist allerdings, daß diese kibbutzim nicht vom Staat dirigiert werden, sondern ein eigenes Anbauprogramm ausarbeiten, selbst die Arbeit des nächsten Tages wird in abendlichen gemeinsamen Beratungen eingeteilt. Außerdem wohnt jede Familie in einem eigenen Haus und kann selbstverständlich jederzeit das Leben im kibbutz aufgeben. Und trotz allem: Die Kibbutzim — oft in einsamen, gefährlichen, von allen harte Entbehrungen fordernden Gegenden gelegen — machen ein Drittel aller Siedlungen aus. Im Norden, im Galil oder in der Ebene von Esdralon ist das Land schon weitgehend kultiviert und sehr fruchtbar, zahlreiche Irrigationsanlagen sorgen auch in der regenlosen Zeit für Wasser. Anders im Süden, in den weit in die Lehm- und Löbwüste des Negev vorgeschobenen Dörfern, die den Boden vorbereiten für das schon im Bau befindliche Bewässerungsprojekt, das die Wasser des Jordan in den Negev leiten soll: Unter ungläublicher Hitze (40—45° C), gegen die auch die leichtgebauten Häuser nur geringen Schutz gewähren, müssen Straßen gebaut, der Boden planiert werden, wegen der Gefahr zudem stets mit umgehängtem Gewehr, das Trinkwasser wird in Tankwagen gebracht — Tatsachen, die den schäbigen Nazislogan von der parasitenhaften Untätigkeit des Judentums als das bestätigen, was er schon damals war: eine leichtfertig abstrahierte Propagandalüge.

Eines hat sich allerdings gewandelt: Das Judentum hat in Israel eine von den äußeren Umständen zwar bedrohte, aber wirkliche und selbstsichere Ruhe gefunden. Eine Ruhe, die sich in vielem ausdrückt: In der chevaleresken Freiheit des Urteils, in der bestimmten, realistischen und sicheren Art des Auftretens, in der — gegenüber einem Deutschen! — bewundernswert herzlichen Gastfreundschaft. Unbegreiflich und bewundernswert deswegen, weil Menschen mich gastfreundlich aufnahmen, mit mir diskutierten, zeitraubende Wege abnahmen, den Cicerone machten, die oft die einzigen Überlebenden ihrer Familie waren. Ich habe in den wenigen Monaten in Israel manches traurige und bittere Wort gehört, das ist selbstverständlich, aber niemals auch nur ein un-

verständnisvolles, unfreundliches Wort gegen mich selbst. Niemals bestand das Gegenüber, wenn es des Deutschen mächtig war, auf einer anderen Sprache, obwohl Deutsch, von etwa einem Viertel der israelischen Bevölkerung zwar verstanden, aber nirgends offiziell gelehrt wird, auch nicht an der Universität in Jerusalem. Erste Fremdsprache, die schon in der Volksschule gelehrt wird, ist Englisch. Dann wahlweise arabisch oder französisch. (Trotzdem kann keinesfalls von einer Ächtung der deutschen Sprache gesprochen werden; es erscheinen immerhin zwei deutschsprachige Tageszeitungen und mehrere Wochenschriften).

Mit jungen Menschen muß deswegen fast immer englisch oder französisch gesprochen werden, weil sie größtenteils schon im Land aufgewachsen sind. Sie nennen sich „sabbre“: Das ist „Kaktus“, ein Übername, der nicht ohne Stolz getragen wird. In ihnen ist besonders das Gesicht dieses jungen Staates zu finden. Es gibt wohl kein Land, das so entscheidend von der Jugend geprägt

Foto WAGNER wenn es auf Qualität ankommt
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

wird, wie Israel. Die Statistik belegt das ganz deutlich: etwa die Hälfte aller Einwohner Israels sind unter 25 Jahre alt, 77 Prozent unter 45 Jahren. In dieser Generation der Fünfundzwanzigjährigen hat sich wirklich schon so etwas wie ein Typ des israelischen Bürgers gebildet. Fast alle sprechen das Iwrit als Muttersprache, sind durch israelische Schulen oder den noch stärkeren „melting pot“ der israelischen Armee gegangen. (Der Wehrdienst, zwei Jahre, im Alter von 18—20 Jahren, gilt auch für Frauen, wenn sie nicht verheiratet sind. Außerdem jährlich 33 Tage plus einen Tag in jedem Monat Reserveübungen). Die Selbstsicherheit hat hier noch eine besondere nationale Färbung, die aber, wenn man der Nationalismus junger Staaten überhaupt oder auch der arabischen in Betracht zieht, nichts Außergewöhnliches ist. Sie hat zudem ursprünglich religiöse Gründe: die Sehnsucht „habaita“ (nach Hause) der Juden in der Galut (ungefähr: Diaspora). Aber auch hier eines der israelischen Paradoxe: Die Jugend national, mit der Wurzel im Religiösen, aber in der Mehrzahl nicht religiös. Daraus erwächst, wenn man näher hinsieht, ein schweres Problem für die Zukunft Israels. Der Jugend müssen — unter den schweren Bedingungen des Lebens — verständlicherweise die Kämpfe der Orthodoxie um die Schabbatheiligung oder das Verbot des Schweinefleischessens einfach lächerlich oder unzeitgemäß erscheinen. Mit Vorsicht ausgedrückt, ist das auch die Meinung der Regierung. Von ihr wird allerdings das von der jungen Generation oft „Verdrängte“ nicht vergessen, daß nämlich nur das strenge Festhalten an der Tradition in der Galut oder zum Beispiel die starken religiösen Komponente des Zionismus diese „öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte der Juden in Palästina“, wie sie Herzl forderte, erst möglich gemacht hat. Es ist deswegen ein direkte „Lösung“ der religiösen Frage in den nächsten Jahrzehnten ausgeschlossen, schon um den Zusammenhang mit den Juden, die noch in der Galut leben, nicht zu verlieren. So wird sie einsteilen, knapp ausgedrückt, storniert, was wiederum eine weitere Distanzierung vieler junger Menschen vom jüdischen Glauben zu Folge hat. Das Janusköpfige der Weltanschauung noch bei vielen Fünfunddreißigjährigen ist bei den Fünfundzwanzigjährigen oft nationaler Eindeutigkeit gewichen. Ein rein nachteiliges Faktum auf den ersten Blick, auf den zweiten, kühlen (vielleicht ein wenig zu kühlen) Blick aber die einzige Möglichkeit zukünftiger Existenz. Das skeptische Wittern von Folklore bei den Volksfesten des Yom Haazmauth zum Beispiel stellt sich schnell als ungläubiger Zweifel des Fremden heraus. Auch an gewöhnlichen Abenden sieht man Gruppen von Soldaten, die Gewehre an einen Gartenzaun gestellt, singend Horra, den Nationaltanz, tanzen. Andere kommen hinzu, tanzen mit Vorübergehende werden in den Kreis gezogen, Autofahrer halten nicht nur, sondern steigen aus und schließen sich an, bis man schließlich, müde geworden, auseinandergeht, der Autofahrer ins Auto steigt, die Soldaten wieder militärischen Gleichschritt annehmen. — Ich habe es in abendlichen Diskussionen mit befreundeten Studenten mehrfach erlebt, daß plötzlich einer, des Debattierens müde, die „Horra Mantejra“ zu singen begann; andere hörten zu, sangen mit und schließlich — ohne Radio, ohne Wein (man trinkt fast immer Tee) — ziehen alle die Schuhe aus und tanzen singend ein, zwei Stunden. Zum Abschied sagt man sich dann — es ist der übliche Gruß — „schalom“ d. i. „Friede“) und, ungewohnt solcher Abende, geht dann der Europäer, die alte problemreiche Haut juckt ein wenig, nach Hause.

Dieses selbstbewußte Leben innerhalb der orientalischen Umgebung, mit einer lediglich praktischen, die als notwendig empfundenen Entwicklungen der modernen Gesellschaft freimütig übernehmenden Beziehung zu Europa, ohne Anteil einer romantischen Sehnsucht, ist die sehr stabile Grundlage einer aus Eigenem sicheren Zukunft des israelischen Staates. — Die Jugend will Frieden, Kontakt mit der arabischen Welt, die Verminderung der Kosten für die dem Druck von Außen unsinnig aufgeblähten Armee, die den Aufbau des Landes verlangsamen — wenn man sich auch als Fremder — besonders jetzt, aus der Distanz — oft kopfschüttelnd fragt, was denn in diesem sympathischen, aktiven und gastfreundlichen Land nun noch schneller gehen sollte...

Klaus Wagenbach

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

HERMANN SACK
Juristische Fachbuchhandlung
Frankfurt am Main
jetzt: Friedberger Landstr. 27, in nächster Nähe des Gerichts
Die Bedienung im Fachgeschäft ist immer die beste

Briefe an die Redaktion

Moralin

Vor einiger Zeit veröffentlichten Sie eine Satire über einen Studenten, der in einer öffentlichen Bibliothek eine Abhandlung über ein sexualwissenschaftliches Thema nur dadurch erhalten konnte, daß er angab, er benötigte dieses Buch für seine wissenschaftlichen Studien. Der Schwindel kam heraus und der Kommilitone hatte entsprechende Scherereien. Dabei unterstrichen Sie jedoch, daß es sich um einen Fall handele, der nicht in Frankfurt sich ereignet habe.

Nun habe ich gerade etwas Ähnliches erlebt: Neben zahlreichen wissenschaftlichen Werken bestellte ich bei der „Deutschen Bibliothek“ (Untermainkai) ein Band „Licht und Schönheit“ der Freikörperkulturbewegung, das im Katalog vermerkt war. Leider erhielt ich nicht das Buch, sondern es kam ein Zettel zurück „mit Prof. Köster Rücksprache nehmen!“

Vielleicht wäre es ganz interessant, einmal einen Ihrer Reporter auf die Fährte zu setzen und der Öffentlichkeit klar zu machen, daß sie nicht mit dem Reifezeugnis, auch nicht mit einer akademischen Würde reif genug sind, bestimmte Bücher ohne eine Zensur zu lesen.

Ich füge Ihnen den Zettel bei und wäre erfreut, von Ihren Nachforschungen direkt (Rückporto anbei) oder durch den DISKUS vernahmen zu können.

Dipl.-Kfm. Rainer Raabe

Wo bleibt die Religion?

Zu meinem großen Befremden fand ich in Ihrer Augustnummer den Kantatenabend des Studentenchors und -orchesters mit keinem einzigen Wort erwähnt, obwohl dieses Konzert doch ebenso ein Teil des Universitätsfestes 1956 war wie die beiden Tanzveranstaltungen. Der Abend im Palmengarten und das Gartenfest wurden in 58 Zeilen mehr als ausgiebig geschildert, und auch die Arbeit der Studiobühne wurde ausführlich betrachtet. Ist es nicht fast entmutigend, daneben die kurze Stellungnahme zu Walter Dirks' Rede zu finden, und wurde vielleicht der Kantatenabend, weil allzu geistlich, mit Absicht übersehen? Dabei waren eigentlich die Bachkantaten gar nicht zu übersehen, denn schließlich gaben sie ja erst dem Universitätsfest das notwendige Gleichgewicht. Verwunderlich war schon, daß das Publikum vor die Wahl zwischen Shakespeare und Bach gestellt wurde. Meiner Meinung nach war es falsch, diese beiden Veranstaltungen auf ein und denselben Abend zu legen. Oder geschah auch das, ebenso wie die mangelhafte Berichterstattung, mit Absicht?

Sollte das tatsächlich der Fall sein, was jetzt jedoch wohl niemand zugeben wird, so ist dies ein ganz trauriges Armutszeugnis. Schließlich ist Johann Sebastian Bach nicht nur ein großer deutscher Musiker, sondern er gehört zweifellos zu den Großen der Musik überhaupt; und was das Geistliche anlangt, so wäre es wohl das Falscheste, was wir heute tun könnten, es geflissentlich totzuschweigen. Erleben wir nicht überall um uns her ein Wiedererwachen der Religiosität, eine regere Nachfrage nach geistlichen Dingen? Sind die Kirchentage beider Konfessionen nicht unübersehbare Zeichen? Professor Pascual Jordan, einer der führenden Naturwissenschaftler unserer Zeit, hat erst vor kurzem die Religion als den einzigen Weg aus den Schwierigkeiten unserer Zeitprobleme herausgestellt.

Nein, wir brauchen uns der Religion nicht zu schämen; wir dürfen unser Christentum nicht verleugnen: Der Kantatenabend, von Kantor Lange, den Sängern und Orchestermittgliedern mit mindestens ebensoviel Einsatz und Eifer vorbereitet wie die Aufführung der Studiobühne, war trotz der ungünstigen Umstände ein Erlebnis für alle, die in die Markuskirche gekommen waren.

Hans-Peter Kostencki

Anstandsregeln

Der Kommilitone Michael Zucker hat meinen Beitrag im Juli-DISKUS „Admiration pour Hitler“ in einer Zuschrift „Runenschwärmerisch“ kritisiert, und es dabei für richtig befunden, mir eine versteckte Propaganda für den Neofaschismus zu unterstellen.

Vorweg eine Feststellung: Der Schluß meiner Glosse: „Nein so nicht“ ist — offenbar durch ein Versehen der Redaktion — unter den Tisch gefallen.

Aber auch ohne diese Worte dürfte dem aufmerksamen Leser klar geworden sein, daß ich ebenso wie Zucker, Ideen und Taten des Faschismus in jeglicher Form ablehne.

Damit ziehen wir an einem Strang, wenn auch in Einzelheiten Unterschiede zwischen uns bestehen mögen.

Ich unterstelle dem Kommilitonen Zucker, daß er mich mißverstanden hat. Deshalb beschränke ich mich auf diese kurze Erwiderung. Allerdings ist mir vollkommen unverständlich, aus welchen meiner Formulierungen er das Recht für seine schweren Beschuldigungen und beleidigenden Äußerungen ableitet.

Die weltanschauliche Ausrichtung unserer Jugend ist ein lebenswichtiges Problem. Es sollte in unseren Reihen offen, kameradschaftlich und — leider muß ich sagen — ohne Anpöbeleien behandelt werden. Es gibt Anstandsregeln, die besonders ein Akademiker beachten mußte.

Elard von Wedel

Liliput-Mensen

Ich erachte diese Beschwerde als völlig überflüssig, denn ich glaube mich durchaus nicht im Besitze eines größeren kritischen Verstandes als jeder meiner Kollegen, die täglich mit mir auf das Essen in einer unseren Mensen angewiesen sind, und bin deshalb der festen Überzeugung, daß ich nicht der erste bin, der sich bemüht fühlt, seinen Unwillen über die Zustände ebendort auszudrücken. Hätte man etwas tun können — ich will nicht unter-

stellen, daß man nicht gewollt hat — wäre das wohl schon geschehen. Nichtsdestotrotz will ich den diesbezüglichen Aktenstoß des AstA vermehren helfen, wie man mich heute bei einer Beschwerde an Ort und Stelle aufgefördert hat.

stellen, daß man nicht gewollt hat — wäre das wohl schon geschehen. Nichtsdestotrotz will ich den diesbezüglichen Aktenstoß des AstA vermehren helfen, wie man mich heute bei einer Beschwerde an Ort und Stelle aufgefördert hat.

Über die in Verbindung mit dem Problem unserer Mensen stehenden Zahlen wissen Sie besser Bescheid als ich. Es wird genügen, Ihnen zu berichten, daß ich heute keinen Eintopf erhalten konnte, weil an den Tagen, an denen dieser einigermaßen schmackhaft gekocht ist, sowieso bei der Zahl der Studenten viel zu geringe Kapazität der Mensa bei den relativ vorteilhaften Speisen nicht ausreicht, um alle zu befriedigen. Die Unrentabilität des geteilten Betriebes wirkt sich aber nicht nur so, sondern auch in Beziehung auf den Preis und die Qualität des Essens nachteilig aus.

Außerdem — und das ist eine andere Wichtigkeit — muß man für die Zeit des Essenempfanges um die Mittagstunden eine Zeit von etwa 1/2 Stunde einkalkulieren. Das führt zu der Überlegung, daß der Wert des Erhaltenen keineswegs mit dem Aufwand zu vergleichen ist und somit oft zu dem Verzicht auf ein warmes Essen. Das hilft zwar, das Problem der viel zu kleinen Mensen zu lösen, ist aber doch auch Ihrer Ansicht nach wohl eine nicht zu vertretende Ansicht.

Es ist zu spät, die verfehlte Planung des Studentenhauses verbessern zu wollen. Ich kann aber nicht verstehen, warum man einen Mensenneubau nicht zugleich mit dem neuen Studentenhaus durchgeführt hat. Wenn Sie mir nichts als Vertröstungen zu berichten wissen, machen Sie sich bitte nicht die Mühe einer Antwort. Schreiben Sie besser einen Brief an das Kultusministerium und laden Sie die Herren für einige Wochen zu uns zum Mittagessen ein. Sie können in meinem Namen jede hier noch erträgliche Formulierung und Argumentation zur Geltendmachung unserer Forderungen verwenden, um wenigstens auch dort nur ruhmesevoll unterzugehen.

Wenn ich unsere Sache in irgendeiner Beziehung persönlich dienen kann, stehe ich gerne zur Verfügung.

Klaus Horn

Boogie-Freiheit

Heute vor 42 Jahren vertauschte ich als junger Student mein Zivil mit dem feldgrauen Ehrenkleid. Vor Langemarck erhielt ich die Feuertaufe. — Heute las ich den sogenannten „DISKUS“ und Ihre Abhandlung über den 20. Juli. — Sie wundern sich über den geringen Nachhall, den die Ereignisse des 20. 7. 44 im deutschen Volke gefunden haben? Ich kenne einige der Männer dieses Tages, aber glauben Sie mir: Für die nationale Zersetzung, wie sie von führenden Studentenkreisen, besonders in Frankfurt betrieben wird, haben sie sich bestimmt nicht geopfert. Ein Teil von ihnen waren Reaktionäre im Sinne der Weimarer Republik, die Hitler eine Erbschaft von 7 Millionen eingetragen erwerbslos übergab, der andere Teil strebte die Wiederherstellung der Monarchie an und für Offiziere, die versehen mit den Titeln und Orden des verhassten Diktators, ihrem Widersacher einfach eine Aktentasche ins Zimmer schmuggeln, wobei sie stramme Männchen bauen, sich dann französisch empfehlen... und unschuldige Kameraden opfern, sind Meuchelmörder. Eine Ausnahme in der Sammlung ist nur General-Feldmarschall Rommel, er wollte offen handeln, auch Görderler und von Helldorff und einige Andere noch waren Ehrenmänner.

„Ehre, Freiheit, Vaterland“ sind unabänderliche Begriffe, sie haben in Ihrem Boogie-Woogie-Verein keinen Platz. Mit Ihrer Wehrmacht-Hetze kommen Sie nicht zum Wiedererwecken obiger Begriffe. Alle Völker achten ihre nationale Tradition — nicht im Hurrasinne —. Sie bespeien alles, was gut und ordentlich war. Achten Sie darauf, daß Ordnung, Sauberkeit und gute Sitten überall — auch bei den Studenten — wieder Platz greift. Suchen Sie nach sauberen Idealen und denken Sie daran, daß das Wort: „Ich dien!“ in allen Lebenslagen die jungen Menschen zur Bescheidenheit zurück ruft. Die obigen drei Begriffe sind nämlich ein schwerer Dienst und kein Privileg.

Peter

Es ist allgemein nicht üblich pseudonyme Briefe zu veröffentlichen. Dieser Beitrag jedoch scheint uns für die politische Meinung einiger unserer bundesrepublikanischen „Demokraten“ so symptomatisch, daß sich die Redaktion des DISKUS zu dieser Veröffentlichung veranlaßt sah. Ein Kommentar ist wohl unnötig. Stilistische und logische „Freiheiten“ des Verfassers sind wörtlich übernommen.

Die Sparkasse mit dem Bienenkorb

Errichtet durch sozialbewusste und hilfsbereite Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt

Getragen vom Vertrauen aller Bevölkerungsschichten der Stadt seit über 130 Jahren

Bewährt im wechselvollen Zeitlauf der Geschichte

Dient heute wie ehemals mit ihren Erfahrungen und neuen Einrichtungen dem Einzelnen und der gesamten Wirtschaft

Frankfurter Sparkasse von 1822
POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT
NEUE MAINZER STR. 49-51 ZWEIGSTELLEN IN ALLEN STADTEILEN
AUSSENHANDELSBANK

Pro re publica

„Solange es bei uns nicht gefährlich ist, der Demokratie gefährlich zu werden, solange ist es für uns gefährlich.“ Diese in der Diskussion gefallene Äußerung beschreibt Aufgaben und Tätigkeit der „demokratischen Feuerwehr“, des sog. Grünwalder Kreises besser als lange Ausführungen über Ursprung und Satzung solchen Zusammenschlusses. Vor zwei Wochen trafen sie sich in Köln: Journalisten, Schriftsteller, Professoren, Pädagogen und Politiker. Sie tauschten Berichte und Erfahrungen aus über reaktionäre, faschistische und antidemokratische Strömungen in der Bundesrepublik. Nicht um sich darüber zu beklagen und solche Zustände in fruchtlosen Protestresolutionen zu geißeln, sondern um praktisch etwas dagegen zu tun.

Am Anfang dieses Tuns steht gegenseitige Information. Unerwünschte Umtriebe können erst dann wirksam bloßgestellt werden, wenn möglichst viele Publizisten schnell davon Kenntnis erhalten. Man muß aber nicht nur den Gegner wissen. Ein größeres, abgelegenes Dorf feierte z. B. in diesem Jahr glanzvoll Hitlers Geburtstag. Im Dorf lebt auch ein im Dritten Reich politisch Verfolgter — dort allerdings der einzige seines Schlags. Ruchbar zu machen wagte auch er den Festakt nicht. Nicht einmal um der Kuriosität willen. Man hätte gewußt, daß es von ihm ausgegangen wäre, und ihn darunter leiden lassen. — Verbindung Gleichgesonnener ist deshalb für gegenseitigen Beistand auch in solchen Fällen unerlässlich.

Menschen von einer Individualität und Geistigkeit wie die Anghörigen des Grünwalder Kreises lassen sich nicht im herkömmlichen Sinn organisieren. Sie werden niemals ein „Verein“. Aber sie haben — unabhängig von parteipolitischen und sozialer Herkunft — ein gemeinsames Ziel: Sicherung und Festigung der Demokratie in Deutschland. Wenn sie zusammenkommen, fassen sie keine formellen Beschlüsse. Jeder tritt mit seinem Namen und selbstverantwortlich für geplante Aktionen ein. Wer sich nicht beteiligen will, wird nicht dazu genötigt. Aktionsmittel sind Publizistik und notfalls Bemühung der Gerichte.

Der Grünwalder Kreis wächst. Er findet mehr Anklang und Unterstützung, als seine Urheber — Schriftsteller und Journalisten aus München — zu hoffen wagten. Man hat aus den Fehlern gelernt: Mit dem Kampf für die Demokratie wird nicht mehr gezögert, bis es zu spät ist.

U. K.

Das Chaplin-Bild in Nr. 7/VI. veröffentlichten wir mit freundlicher Genehmigung der „United Artists“.

Handelsblatt

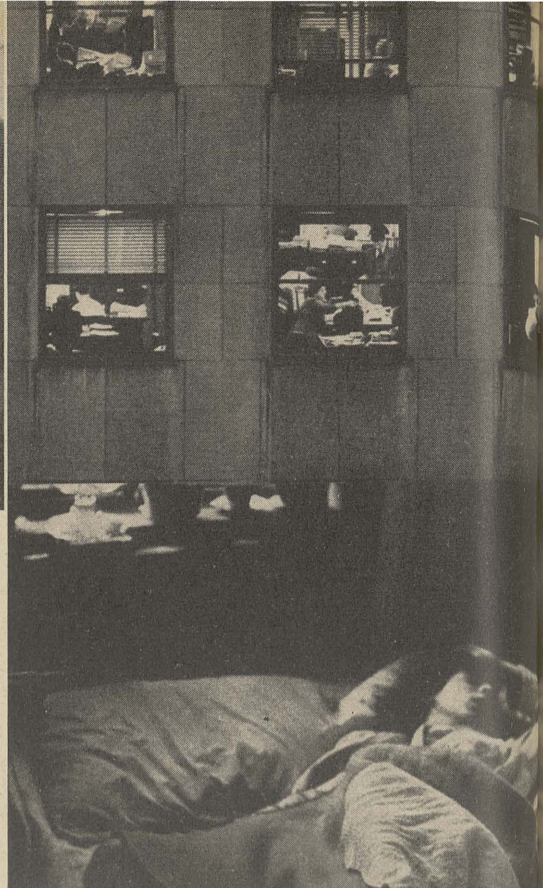
Deutschlands große Wirtschaftszeitung

Vorzugspreis für Studierende und Referendare DM 2,50 (statt DM 5,90) im Monat, bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienadresse. Unverbindliche Probeflieferung durch den Verlag, Düsseldorf, Pressehaus.



... dann die Liebe mit vielen Erfindungen und Schlichen, der Zeit zu entgehen. Glück wird für einen Augenblick aufgespart. Dauer nach Liebe bemessen. Glück und irgendein Herz schlägt den Auftakt. Dann die Liebe.

*Treten Sie näher! Die Welt als Ballade:
mit Gesichtern wie Überschriften.
Treten Sie näher!*



Die Häuser sind große Gräber, in denen nach Tag spukt.



... in der Stille pulsen die vielen Wünsche. Der Kopf über den Schoß gebeugt, blind in den Traum. Ein später Zug ist angekündigt, der in das Morgengrauen fährt.



... und alles liegt hinter mir. Ein Gesicht mit den Kerben der Zeit, mit Augen, in denen die Hoffnung nur einen Schimmer läßt. Ein alter Mann mit einer Hand voller Erinnerungen. Die Zeit ist plötzlich eng geworden, und das Mobilar ist bekannt und die Schritte sind abgezählt, die durch die Tage gehen.

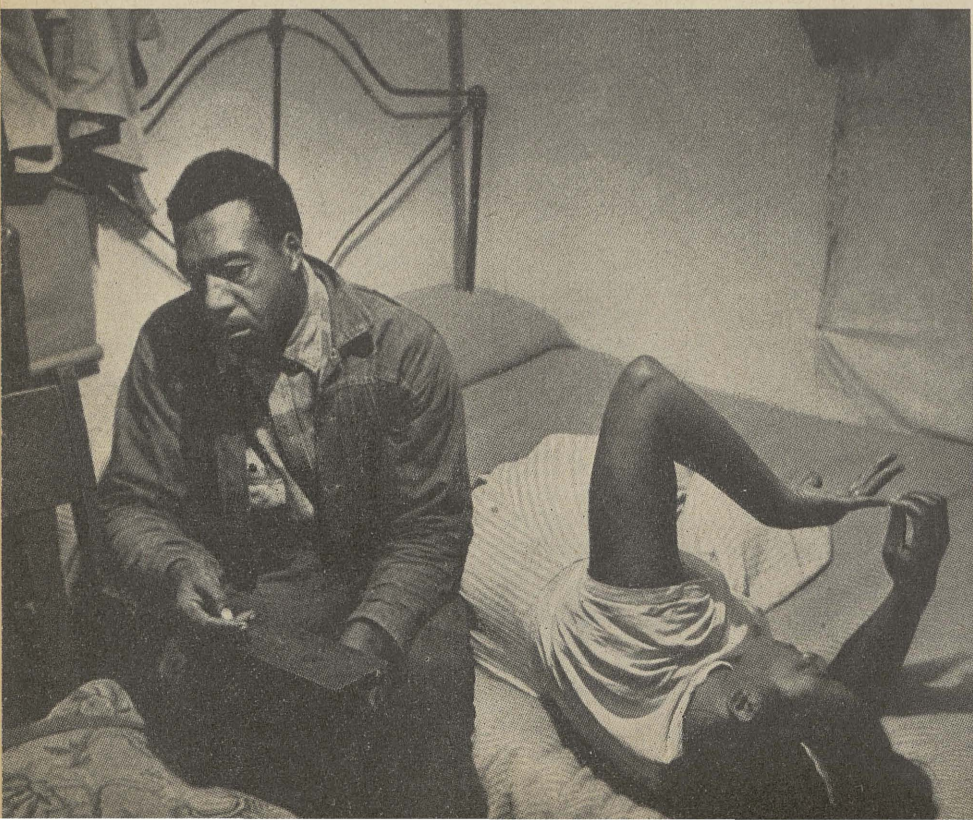


... dann gibt es alte Hände.

Der Atem der Welt



... da flattern Hände hoch: irgendwo in leibwarmer Enge findet man sich plötzlich außer sich. Das Ich ist weggeschwemmt von den Wogen der Begeisterung.



... dann stumm vor lauter Nähe, wenn die Trauer aufsteigt und die Überlegungen. Er beugt sich vor und geht weit weg. Oft ist der Körper allein und jede Nähe ist wie ein Nebeneinander von Statuen.

Solange der Durst fortdauert, bleibt die Welt in den Fugen. Das Kommende bleibt erstrebenswert: und wenn es nur soviel Hoffnung verschafft, durstig zu sein.

